



Berlin, den 22. März 1902.

## Palmarum.

**B**ethania war, als in Judäa der römische Prokurator herrschte, ein stilles Dörfchen am Ostabhang des Delberges; fünfzehn Stadien nur von Jerusalem entfernt, auf der von Jericho in die Hauptstadt führenden Römerstraße. In der düsteren jerusalemitischen Wüstenei war dieses Fleckchen eine Oase. Feigenbäume, Oliven und Palmen labten den auf weiten Strecken dürren Steinbodens ermüdeten Blick; und in Cedernwipfeln nisteten Laubenschwärme. Aus den engen Mauern der Priesterstadt, die er nicht liebte, in der er nie heimisch sein konnte, schritt Jesus gern hinauf in die Einsamkeit. Zwei der neuen Lehre zugethane Schwestern hausten da, die geschäftige Martha und Maria, die gläubig vertrauende Schwärmerin; mit ihnen Simon der Aussätzige und Lazarus, den des Galiläers Wort aus den Grabtöchern ins Leben gerufen hatte. Im Kreis dieser einfältigen Freunde war gut ruhen; kein Sektensstreit noch Parteienhader störte den Frieden. Und waren, beim Nahen der Nacht, der Worte genug gewechselt, dann lauschte das Auge sinnend dem Schweigen großer Natur. Das Tote Meer und den Jordan sah es von der helleren Höhe; und vom Gipfel des Moria leuchtete das Dach des Tempels herüber. Wie aus Schnee und Gold gethärt, glänzte der Heilige Hügel, wenn die Sonne schied, wenn sie nach der Weltwanderung wieder dem Osten aufstieg. In fahler Dämmerröthe lag da Jeruschalajim, die Stadt des starren Gesetzes, die längst keine Stätte des Friedens mehr war. Und Jesus, der von dort oben mit einem Blick den mühevollen Weg seines Erlebens umfassen konnte, mochte in Bitterniß

oft der schlimm belohnten Versuche denken, die Kinder der stolzen Schläferin um sein Wollen zu sammeln, wie die sorgliche Henne die Küchlein vor dem Sturm unter schützende Flügel birgt. Umsonst. Am Jordan hatte es angefangen; und drüben saß Kaiphas bei Kerzenschein wohl noch in Hanans Haus und Beide sann, wie sie leicht und sicher des Volksocrführers ledig würden . . . Den Ort solchen Denkens lehrt die Gewohnheit lieben. Reise, als zöge ein zärtliches Sehnen sie zur Mutter ihrer Lebenskräfte hinab, bebten die Palmenzweige im Abendwind; zärtliche Andacht schaute aus dem Auge der kleinen Gemeinde zu dem Meister empor; und zärtlich gurrten sogar die Tauben, die aus der Hand des milden Mannes ein Körnchen pickten. Hier war gut ruhen. Hier mußte Einem wohl sein, der den Armen gesendet ward. Bethania: Das ist in Israels Sprache das Haus des Armen.

Auch während des letzten Aufenthaltes im Judäerland hat Jesus im Haus des Armen geraftet. Zögernd nur hatte er, der die Heilige Stadt seit achtzehn Monaten mied, sich auf die Reise gemacht. Doch die Gefährten, die Jünger drängten, wie immer die im Glauben noch Neuen thun: nicht in der Stille, unter leicht erworbenen Galiläern, nein, auf Jerusalems offenem Markt nur, im Herzen der feindlichen Welt, könne er sein Werk krönen, müsse er zeigen, was die Kunst des Menschenfischers vermag. Bald eilte der Ruf des Thaumaturgen, des Heilands der Elenden, der sich den gesalbten Sohn Gottes zu nennen wage, weithin durch die Gegend und wider den Feind überlieferter Ordnung waffnete sich der Haß der herrschenden Priesterfamilien. Schon war das furchtbare Zeitwort konservativer Staatsraison gesprochen: „Eines Menschen Tod ist besser als eines ganzen Volkes Verderben.“ Schon war den Häschern befohlen, den Rabbi von Nazareth, wenn er dem Tempel nahe, zu fassen. Noch einmal, in den ersten Wochen des Jahres 33, rettete Jesus sich in die Einsamkeit der Wüste. In Ephron lebte er ungefährdet, bis das Passahfest und mehr noch das Gefühl zu erfüllender Pflicht ihn gen Jerusalem lockte. Vielleicht war die Spröde, deren Sünde zum Himmel schrie, diesmal dem Heil zu gewinnen. Die Jünger waren des Sieges, der greifbaren Nähe des Gottesreiches gewiß. Ernst aber schritt, gesenkten Hauptes, der Meister in ihrer Mitte und trüber denn je vorher klang seine Rede. Sonntag, am neunten Nisan, als er unter sich die Stadt sah, in die er einziehen sollte, grüßte er sie mit heißen Zähren. In Bethphage, einer von vielen Priestern bewohnten Vorstadt, bestieg er die Eselin, die ihm die Jünger losgekoppelt hatten; so sollte, hatte Zacharias prophezeit, zur Tochter Zion in Sanftmuth ihr König kommen. Die herbeigelaufenen Galiläer spreiteten

ihre schönsten Gewänder auf den Rücken des Thieres, daß der Sitz des Herrn würdig sei. Andre deckten den Weg der Helden mit Festkleidern und Palmenzweigen. „Das Volk aber, das voranging und nachfolgte, schrie und sprach: Hosianna dem Sohne Davids! Geseget, Der da kommet im Namen des höchsten Herrn!“ Der so Geseierte aber betrachtete nur das Innere des Tempels und g'ng in der Dämmerung dann hinauf nach Bethania.

Nichts ward von dieser Nacht, der letzten vor der hebdomas nigra, uns berichtet. Saß die Gemeinde, bis der Morgen graute, beim Mahl? Lehrte der Meister sie kommende Seligkeit demüthig tragen? Wurde ihm gar der Stadtklatzsch, das neuste Pfaffengespinnt vorgefetzt? Keine Legende weiß davon zu melden. Immer nur hören wir wieder, aus Wort und Weiberde des Galiläers habe tiefe Trauer gesprochen. So war er während der ganzen Reise gewesen, sollte er bleiben bis zum letzten Röckeln auf Golgatha. Die Schatten des Todes, dessen Nahen er ahnte, verdüsterten seine Seele. Ihn täuschte der Hosiannaruf nicht, nicht der Palmengruß rasch begeisterter, rasch beschwichtigter Massen. Die Menschenfurcht vor dem letzten Lebensmorgen stimmte ihn traurig. Alle sagen es, von den Synoptikern bis zu den Rationalisten; Renan sogar, der sonst ein feinerer Psychologe ist, sieht in dem unruhvollen Trübsinn seines Helden eine sorte d'agonie anticipée. Und Keiner fühlte, wie klein solche Darstellung Den erscheinen läßt, der als Bringer der frohesten Botschaft, als der Könige König gepriesen wird.

Jeder darf, da die Legende schweigt, selbst sich den Weg in das Räthsel dieser Nacht suchen. Und wer weiß, ob eines Tages uns nicht eines Dichters Mund, so eindringlich, daß wirs wie uralte Schriftverkündung glauben, sagt, daß zwischen dem neunten und zehnten Nisan 33 auf Bethanias Höhe, im Haus des Armen, erst die letzte, schwerste Entscheidung fiel?

... Am vierten Tage danach stand Jesus vor Hanan. Als Gefangener ward er dem greisen Inquisitor vorgeführt, ohne dessen Klugen Rath Kaiphas, sein Eidam, nicht handeln wollte; und Evangelien und Talmud lehren uns, daß der Galiläer als mesith, als Verführer der Frommen, angeklagt war. Das würde in unserer Gerichtssprache heißen: er war beschuldigt, den Umsturz der Staatsreligion geplant zu haben; und da die Verdachtsmomente hinreichend schienen, war die Festnahme beschlossen worden. Das Verfahren war in solchem Fall einfach. Zwei falsche Zeugen und zwei brennende Kerzen genügten. Die Strafprozeßordnung forderte die Ueberführung durch den Augenschein: also mußten die Kronzeugen den Angeeschuldigten deutlich sehen. Sprach er, der sich unbelauscht wähnte, ein übel auslegbares Wort,

so forderten sie bündigen Widerruf; weigerte er den, so schleppten sie ihn vor das Tribunal, das auf Steinigung zu erkennen hatte. Der Talmud berichtet, daß dieses Verfahren auch gegen Jesus angewandt wurde. Er hat nicht widerrufen. Sein Blick blieb ruhig. Als Hanan ihn verhören will, verweigert er jede weitschweifige Aussage; öffentlich habe er gelehrt, nie sein Denken und Wollen mit des Geheimnisses Schleier bedeckt, und wer seine Tendenz kennen wolle, brauche nur die Schüler, die Gemeinde der Hörer zu fragen. Der alte Hanan wird mit dem Stolzen nicht fertig und schickt ihn zu Kaiphas. Die gedungenen Zeugen sind da. Der Galiläer hat den Tempel geschmäht. Das schon aber ist nach Israels Gesetz Gotteslästerung. Der Angeklagte versucht keine Rechtfertigung; er schweigt, — und der Sanhedrin verurtheilt ihn mit Stimmeneinheit zum Tode. Doch erst durch des Procurators Spruch kann das Urtheil rechtskräftig werden. Abermals wird der Gefangene weitergeschleppt: im Prätorium soll er sich vor dem Statthalter des Imperators verantworten. Wieder schweigt er. Pontius Pilatus wäre froh, wenn er diese jüdische Sache, die ihn nicht interessirte, unblutig erledigen könnte. Einen Schwärmer braucht man doch nicht gleich hinrichten zu lassen; am Ende kanns dem versteinerten Judenpack, auf das der Römer mit Ekel herabschaut, nicht schaden, daß gegen ihren starren Buchstabenglauben mit des Geistes Waffen Einer zu fechten wagt. Und der junge Rabbi gefällt dem Pontius. Er möchte ihn retten, ihn, unter dem Vorwande der Unzuständigkeit, zu Antipas schicken oder, nach der Passahsitte, begnadigen lassen. Endlich aber muß er nachgeben, weil der Angeklagte selbst jede Beihilfe versagt. Das von den Priestern bearbeitete Volk fordert die Gnade für einen anderen Jesus, der den Zunamen Barrabas trägt. Ringsum heult die Wuth: Kreuziget ihn! Und der Römer muß hören, er sei ein lauer Diener des Caesar Tiberius, da er den Judäergeist zur Empörung treibe, um einen Menschen vor Strafe zu schützen, der sich erfrecht habe, mit dem Titel eines Königs der Juden zu prunken. Schon einmal war Pontius in Rom angeschwärzt und vom Kaiser gerüffelt worden; eine zweite Anklage konnte ihn seine Stellung kosten. Und wenn Jesus sich wirklich den König der Juden nannte. . . Im Reich des Imperators darf es keinen anderen König geben. Das Märchen vom Königstitel war schlau erfunden, um den Römerzorn zu schüren. Der mesith mußte nach dem Gesetz gesteinigt werden; nach römischem Recht starben Sklaven, Diebe, Banditen am Kreuz. Wenn Jesus die schändende Römerstrafe erlitt, war der Nimbus seines Namens nicht mehr zu fürchten, schien er, dem doch nur jüdischer Haß den Untergang bereitet hatte, von den Römern als ge-

meiner Verbrecher gerichtet. Pontius war schwach. Er ging in die Falle. Alles aber, was er vermochte, ohne sich selbst bloßzustellen, hatte er für den Angeklagten gethan. Der wollte nicht Gnade, nicht Aufschub der Urtheilsvollstreckung. Er schwieg. Vor Hanas, vor Kaiphas, vor Pontius Pilatus. Ein Wort, eine Regung der Reue konnte ihn retten. Er schwieg. Handelt so Einer, dem die Furcht vor dem letzten Lebensmorgen das Herz beben läßt?

An der jerusalemitischen Stadtgrenze hatte ihn, am neunten Nisan, die Nachsicht empfangen. Sein Maß war längst voll. Die Frommen vom Schlage des harten Joseph Kaiphas fühlten, daß sie ihn der Sicherheit ihrer Macht opfern mußten. Und der Triumph von Bethphage steigerte ihre Wuth, lehrte sie zugleich aber auch erkennen, daß sie es nicht mehr mit einem armen Schwächer zu thun hatten, den man geräuschlos würgen könne. Die Passah-tage sollten ruhig verlaufen. Wer aber bürgte dafür, daß einem Manne, dem Knaben und Greise, Jünglinge und Weiber Festgewande und junges Grün unter die Füße breiteten, nicht in Schaaren Helfer erstanden, wenn die geistliche Obrigkeit den Arm nach ihm reckte? Mit solchem Manne wird der kluge Politiker, so lange ers irgend vermag, stets gern paktiren. Und in den Häuptern der alten Hohepriestergeschlechter lebte ein starker politischer Instinkt. Das Alles hat Jesus gewußt. Er konnte noch zurück, noch, gerade jetzt, mit dem Feind seinen Separatfrieden schließen. Sein Fuß wankte nicht, aber seine Wimper war feucht. Fürchtete er den Tod? Dem Schritt er bewußten Sinnes ja aufrecht entgegen. Nein: sich selbst nur konnte er fürchten, die innere Stimme, seines Weges Ziel und seines Werkes Vollendung.

Er wahr zu ehrlich gegen sich selbst, um sich nicht schuldig zu fühlen, — schuldig im Sinn seiner Ankläger. Deren Glauben sann er ja wirklich Vernichtung, deren Tempel war ihm kein Heiligthum und Alles fast, was sie lehrten, dünkte ihn frevler Aberwitz. Dennoch: ihr Glaube war von den Vätern ererbt, ihr Tempel von inbrünstigem Erinnern geweiht, in ihrer Lehre lebte der süße Friede alter Gewöhnung. Wie neu, wie fremd klang dagegen sein Ruf! Wohl wußte er, daß er die Wahrheit brachte. Doch auf ihre Art war diese wimmelnde Menschheit im ehrwürdigen Wahn glücklich gewesen. Sollte er sie aus diesem Glück ausscheuchen? Durfte ers, auf die Gefahr, daß ihre verkrüppelte Sittlichkeit in das hohe Richtmaß nicht paßte und die Wachen heulend und zeternd dem Erlöser bald vorwürfen, er habe ihnen das Alltagsbehagen, die kleinen Freuden schmutzigen Schachers geraubt? Nicht immer macht das Ueberraschende Glück. Wer eines ganzen Volkes Geist neu kleiden will, mag sich sehr ernstlich prüfen, ehe er die alten Gewänder, die müch

und sadenscheinig waren, doch vor bitterster Kälte schützten, in Fegen reißt; sonst kanns ihm begegnen, daß sein angepriesener Stoff nicht reicht und nackte Blöße dem schlechten Schneider die vom Frost gekrümmten Finger entgegenballt. Solche Prüfung stimmt den Sinn nicht heiter. Noch war es Zeit. Alles konnte Sektirerspiel bleiben. Erst wenn die Lehre bis ans qualvolle Ende gelebt war, wenn das Blut des Menschensohnes sie gedüngt hatte, war ihr unwiderstehliche Macht über Menschenherzen gesichert. Trauernd sah das Auge des Galiläers die Menge, die seines Reithieres Pfad mit Feiertagskleidern pflasterte, und kein Nücheln dankte aus seinem Blick dem Segensruf. Hosianna! Sieh ihm Heil! . . . Ach, er bedurfte des Heils. Und nirgends leuchtete, im engen Thal, seiner Sehnsucht nach Klarheit ein Licht.

Auch im Tempel nicht. Mitten im Kerzenschein blieb seine Seele finster. So schritt er, wie oft in Bedrängniß, nach Bethania hinauf.

Da lag die entschlummernde Stadt. In üppiger Sünde entschlief sie; bald kam ja das Fest der Reinigung: bis dahin durfte man getrost Schuld auf Schuld häufen. Der Geizhals zählte den Bucherschilling. Der Priester überlegte, ob seine Macht auch nicht bedroht sei, und spann, wenn er sich nicht ganz sicher fühlte, neue Ränke gegen den ungeberdigen Geist. Auf heißem Lager paarten sich trunkene Leiber. Und hoch über Allem thronte schrankenlos die Gewalt des Caesar Augustus. Ein ganzes Volk war hier geknechtet; und in diesem Volk wieder ein Theil des anderen Sklave. Denn Die da in Höh'en hausten, weit hinten, wo der letzte Lichtschein verglomm, hatten an all der Herrlichkeit keinen Theil, durften nur den Unrath wegräumen, den die Lustjagd der Reichen auf Markt und Straße zurückließ. Spät sanken sie auf ihr hartes Bett und standen im Tagesgrau wieder zur Arbeit gerüstet. Oft hatte ers von der Höhe geschaut. Nie so nah, mit solchem Auge nie wie in dieser Nacht. Hosianna! Sieh ihm Heil! . . . Diesen nahm er ja nichts, gab er wirklich nur Heil. Mähfällig waren sie und beladen gewesen ihr Leben lang und er sah sie an Zahl doch die Stärksten. Ein großes Erbarmen beschlich des Unruhvollen Herz; des Zweifels zuckende Flämmchen verloschen und klar lag, ob am Himmel auch kein Gestirn glänzte, vor ihm der Weg. Er durfte ihn bis ans Ende gehen. Für das Bewimmel da unten, dessen Seufzen in Ost und West widerklang, war der Befehl, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, eine Freudenbotschaft. Und trotz sein Gedächtniß nicht, so hatten nur Diese ihm mit Palmenzweigen gewinkt, ihr Feierkleid auf den Weg gespreitet.

In der Frühe nach dem Palmensonntag ging er hinab, den Tempel zu säubern, schritt er aus dem Haus des Armen sicheren Fußes nach Golgatha.

## Deutsche Soldaten in Feindesland.\*)

Drei Kriege hat Preußen seit der Niederwerfung Napoleons des Ersten zu führen gehabt; alle drei hat es, fast ausschließlich in Feindesland, siegreich ausgefochten. Das Verhalten zu Personen und Eigenthum, die unser Heer dort vorfand, ist nur aus Anlaß des dritten, des deutsch-französischen von 70/71, Gegenstand lebhafterer Erörterung geworden.

Im Kriege gegen Dänemark war im Wesentlichen das ferndeutsche Schleswig-Holstein Kampfplatz und Okkupationsgebiet. Fanatismus, Volkserhebung, Ausschreitungen der Einwohner kamen kaum vor. Das Heeresaufgebot hielt sich in mäßigem Umfange, den Bedürfnissen der Truppen konnte fast immer auf geordnetem Wege genügt werden. Sogar zwischen den feindlichen Heeren selbst war die Erbitterung nicht so stark wie in anderen Kriegen. Die Briefe des Generals von Goeben, der damals eine Brigade kommandirte, bieten das Bild eines gesellig-friedlichen Lebens, das, nur unterbrochen durch die eigentlichen Gefechte, während längeren Verweilens im gleichen Quartier geradezu ins Idyll übergeht: tägliche Krokettpartien des Generals mit der Wirthsfamilie.

1866 waren die ins Feld gerückten Heere unvergleichlich stärker. Aber auch damals trafen die Preußen nicht nur auf dem jetzt reichsdeutschen Kriegsschauplatz, sondern auch in Oesterreich eine deutsche Bevölkerung, konnten sich überall sprachlich leicht verständigen, hatten selbst gegenüber den tschechischen Elementen mit Bethätigung von Nationalhaß — damals — kaum zu rechnen, standen nur organisirten Heeren gegenüber. Vor Allem verhinderte die kurze Dauer des Krieges für das außergesellschaftliche Verhalten ein stärkeres Zurütretreten der Friedensgewohnheiten und die Lockerung strikter Ordnung.

Auders im Kriege gegen Frankreich. Da sind die Franzosen hinterlistiger Lüge, die Deutschen der Gewaltthätigkeit gegen Personen und Sachen, der Entwendung von Kostbarkeiten, des Plünderns, Sengens und Brennens, der unberechtigten und unnützen Grausamkeit beschuldigt worden. Proteste und Leugnen haben nicht viel genützt.

Leider fehlt es, trotz der Fluth von Schriften über den Krieg, an wirklich treuen, plastischen Schilderungen des Kleinlebens. Wie der deutsche Soldat im Durchschnitt sich, namentlich außerhalb des Gefechtes, gegen Personen und Sachen verhielt, in welchem Umfange Ausschreitungen vorliefen, ist weder aus den großen geschichtlichen und militärwissenschaftlichen Werken noch aus den Berichten einzelner Truppentheile noch aus den Veröffentlichungen individueller Erlebnisse klar zu sehen. Das scheint

\*) S. „Zukunft“ vom 23. November 1901: „Humanität im Kriege.“

erstaunlich, da Tausende gebildeter Leute den Krieg mitmachten. Doch bleibt die Zahl Derer, die gut beobachten und schildern können, immer beschränkt. Ein großer Theil der Offiziere, namentlich der höheren, stand auch im Felde, insbesondere sobald das Kantonnementsleben wieder anfing, dem intimeren Mannschaftstreiben ziemlich fern. In der Erinnerung haben sich gar bald die schärferen Konturen verwischt; ein Heildunkel pietätvollen Gedankens breitete sich über das ganze Bild. Einen Gang zum Idealisiren findet man nicht gar zu selten für diese Dinge auch bei den fähigsten und erfolgreichsten Offizieren. Sonst wäre die Behauptung des Kriegsministers von Goxler nicht zu begreifen, daß der Krieg dem gemeinen Mann eine „tieferere, ernstere, sittlichere Lebensanschauung“ giebt. Das mag bei vielen Gebildeten und einzelnen Ungebildeten zutreffen, die der Kampf fürs Vaterland über sich selbst hinaushebt. Der großen Masse löst der Krieg viele Bande frommer Scheu. Das hat auch 1870/71 die nüchterne Erfahrung bis zum Frieden und nachher gelehrt. Der schlechte Kerl wird noch schlechter, der leichtsinnige noch leichtsinniger, der träge entwöhnt sich der stetigen Berufsarbeit, Alle sind geneigter als sonst, dem Augenblicksgenuß zu fröhnen. Natürlich verwandelt sich der Durchschnitt nicht aus harmlosen Leuten in bestialische Wütheriche; sie thun ihre Pflicht, aber sie sehnen sich nach Hause und befinden sich besten Falles in der Stimmung des Reiterliedes aus Wallensteins Lager, die doch eine „tieferere, ernstere, sittlichere“ nicht ist und nicht sein soll. Von dem mannichfachen Schmutz, den das Kriegsleben aufwirbelt, ist der Reine und Edle geneigt, den Blick abzuwenden. Deshalb findet man davon wenig auch in den sonst so schätzbaren Feldbriefen von Rindfleisch, der damals Obergerichtsrath und Landwehr-Offizier war und als Direktor im Justizministerium starb. Wie treu schildern sie aber die Sorgen und Freuden des Tages für Mannschaft, Subaltern-Offizier und Compagnie-Führer, das Verhalten des Einzelnen bei Strapazen, Hitze, Kälte, Hunger, Durst, Elend, Luxus, Schmausen und Zechen. Wie rührend das Bild des preussischen Musterbeamten (im guten Sinn): ohne jede Eitelkeit auf sein Können in der militärischen Gastrolle und doch Bedeutendes in und außer dem Geseht leistend, voll stolzen, todesmuthigen Patriotismus und doch nie Weib und Kind daheim vergessend, Monate lang in erust-freudig gehobener Stimmung, mild gegen die Fehler des Kameraden, die der kluge Mann wohl bemerkt. Und die ganze Tragikomik des neuspartanischen Beamtenhumes von dazumal weht Einen an bei den Klagen, daß wegen Reinfalls beim Pferdelauf von den ungeheuren Kriegsbemolumenten des Premierlieutenants weniger nach Hause geschickt werden kann, bei der brieflichen Berathung mit der Gattin über eine neue Hose.

Vielleicht das Beste und Gerechteste über das Verhalten der Deutschen



gegen Personen und Sachen in Feindesland hat Gustav Freytag geschrieben, der dem Stabe des Kronprinzen angehörte. Der Plan der „Ahnen“ ist ihm damals aufgegangen. Seine unter den „Politischen Aufsätzen“ von 1870 bis 73 zu findenden Artikel zeigen, auf die Gegenwart angewendet, die Gabe des treuen Beobachters und plastischen Gestalters, den die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ und „Allen lieb gemacht haben. Er sorgte nicht mit dem Lobe, aber er mahnte doch, die Gewissen lauter und die Hände rein zu wahren, schon um des eigenen Volkes willen, dessen besten Theile vermilbern könnten. Gleich ihm wird jeder wahrheitsliebende Augenzeuge neben viel Licht auch den Schatten nicht vergessen dürfen.

Die Verschiedenheit gegenüber den früheren Kriegen beruhte zunächst auf den ungeheuren Ziffern der Kombattanten. Vom Juli 1870 bis Ende Januar 1871 haben Hunderttausende deutscher Soldaten als Feinde auf französischem Boden gewelt; im März 1871, zur Zeit der größten Effectivstärke, betrug die Zahl über 600 000; später blieb noch Monate lang ein starkes Okkupationheer. Allerdings wurden nur fest organisirte Soldatenkörper aufgestellt; der Rahmen von Linien-, Reserve-, Landwehr-, Ersatz-, Garnison-Truppen war so weit, daß er Alles umfassen konnte, was irgend waffenfähig war. Deutschland blieb frei von Invasion; immerhin zeigten sich auch bei uns, für die beabsichtigte Küstenverteidigung, einige Ansätze allgemeiner Bewaffnung; und von oben her wurde dafür sogar die Parole ausgegeben: „Jeder Franzmann, der Eure Küste betritt, sei Euch verfallen.“ Blieben auch unsere Feldarmeen ungebrochen in Haltung und Mannszucht — sie wurden sogar innerlich immer stärker —, so erlitt doch ihre Verpflegung und Bekleidung nothgedrungen manche Stodungen. Der Winter wurde ganz ungewöhnlich streng und erzeugte dadurch besondere Bedürfnisse. Die gegenseitige Unkenntniß der Sprache schuf viele Mißverständnisse und Schwierigkeiten. Die französischen Heere waren bald durch die unaufhörlichen Niederlagen demoralisirt; sie haben notorisch im eigenen Lande geplündert. Sie wurden dann vernichtet. Unaufhaltsam drangen die Deutschen in den reichen, hoch kultivirten Bezirken vor; die Ortschaften wurden zum Theil von der Bevölkerung verlassen. Neben den neuzubildenden Heeren wurde die *levée en masse* versucht, die ein Zwitterding zwischen Freischaaren und Volksbewaffnung schuf und den Unterschied zwischen Kombattanten und friedlichen Einwohnern verwischte. Es bildeten sich Gruppen von mehr oder minder lockerem militärischen Gefüge und Habitus, die gegenüber stärkeren Trupps auseinander liefen, kleinere oder Einzelne überfielen, heute die Uniform, morgen die Bluse des Bauern trugen. Mit allen Mitteln wurde der Nationalhaß bei Männern und Frauen entflammt und zum — mindestens passiven — Widerstande gegen alle Anordnungen des Feindes aufgereizt. Daß in der Presse die aus-

schweifendsten Vorschläge hervortraten, bis zur absichtlichen Infektion der Deutschen mit ansteckenden Krankheiten, ist nicht erstaunlich. Aber auch von offizieller Seite kam es zu Aufforderungen, wie der des Präfekten der Côte d'or: „Es ist nicht nöthig, daß Ihr in Masse versammelt und offen Euch dem Feinde widersetzt; mühen nur jeden Morgen unauffällig drei oder vier entschlossene Männer ihr Dorf verlassen, sich verbergen und ohne Gefahr auf die Preußen schießen; Prämien und öffentliche Belobigungen sollen solche heroische Thaten belohnen.“

Die Gegenwirkung auf deutscher Seite blieb nicht aus. Befehle und Proklamationen der Oberkommandos versuchten, den Kreis der als Soldaten zu behandelnden feindlichen Gruppierungen scharf zu umgrenzen. Es wurde Uniformirung verlangt, mindestens Kennzeichnung durch untrennbare Abzeichen auf Schutzweite, sogar, daß jeder Einzelne durch einen an seine Person gerichteten Befehl zu den Waffen gerufen, in die Listen eines von der Regierung organisirten Corps eingetragen sei. Andere sollten nicht als Kriegsgefangene behandelt werden, wurden wohl auch mit vieljähriger Zwangsarbeit bedroht. Ein paar Hundert sind erschossen worden, die sich als Civilpersonen gaben und verrätherisch deutsche Soldaten überfallen, Eisenbahnen beschädigt, der französischen Seite militärische Dienste geleistet hatten. Ortschaften, von denen aus oder in denen Dergleichen verübt war, wurden mit Geldstrafen oder anderen Lasten belegt, in schweren Fällen, deren vielleicht fünfzig vorgekommen sein mögen, auch wohl zum Theil niedergebrannt. Die Androhungen gingen noch weiter; so kündigte anfangs Oktober in Beaumont ein offizieller Anschlag Brandlegung an für den Fall der Nichtauslieferung von Waffen und eines Ueberfalles in den Quartieren.

Wo das deutsche Militär seine Anforderungen nicht an französische behördliche Organe richten konnte, weil solche nicht vorhanden waren oder sich nicht willig zeigten, da mußten die Bewohner und deren Habe direkt in Anspruch genommen werden für Quartier, Verpflegung, Vorspann u. s. w. Das brachte dem Anschein, aber auch der Sache nach manche Härte mit sich, die sonst vermieden wäre. Zum Theil waren die Klagen allerdings kindisch; noch jetzt, nach dreißig Jahren, erklingen solche Lamentationen selbst in Schriften, die objektiv sein wollen. Die Brüder Margueritte (in Les Tronçons du Glaiivo) scheinen es als barbarische Roheit zu betrachten, daß deutsche Offiziere, die aus blutigen Schlachten, Schmutz und Kälte in ein Schloß kamen, sich nicht wie Jungfräulein auf Logirbesuch aufführten, nicht auf Filzsocken umherschlichen, ihre Pfeifen zu rauchen, ihre Abende frühlich beim Wein zuzubringen, sogar von dem in Menge vorhandenen Champagner zu fordern wagten. Eben so, daß die mitinquartierten Mannschaften sich nicht des selben Respektes wie die dortigen Dienstleute gegen Personen und Sachen befelegten.

Mit solchem Standpunkt läßt sich nicht rechten. Nicht minder unsinnig aber ist es, den Deutschen einen Vorwurf daraus zu machen, daß dem Schloßherrn, nachdem er schon unendlich viel hergegeben hat, seine letzten Wagen und Pferde abrequirirt werden. Und doch wird dadurch im Roman die Katastrophe herbeigeführt; der Geschädigte, der sich bisher friedlich benommen hat, legt sich gegen die deutschen Soldaten in den Hinterhalt. Wie naiv, zu meinen, daß das gewaltige, im Felde nie voll zu befriedigende Bedürfniß nach Fuhren zurückstehen soll gegen die Rücksicht auf den Eigenthümer eines Luxusstalles! Während zwei große Nationen mit Gut und Blut um ihre Weltstellung ringen, Tausende von blühenden Leibern hinschlachten lassen, Willkürden an Geld hingeben! Ganz andere Opfer mußte die friedliche Bevölkerung bringen. Sie mußte darben, Obdach und Kleidung entbehren, das Feld unbestellt und das Vieh unverzorgt lassen, wenn das militärische Bedürfniß es gebot. Ganz selbstverständlich sind solche Opfer in Tausenden von Fällen gefordert und geleistet worden.

August 1870: Ein Regiment hat die Grenze überschritten, bekommt noch die Gräuel des verlassenen Schlachtfeldes von Wörth zu Gesicht, wird in der Nähe einquartirt. Ein Unteroffizier kommt auf Wache in ein Nonnenkloster; dort, wie im ganzen Dorf, werden die Einwohner genau wie im heimischen Manöver behandelt; Essen und Trinken liefert die Truppe, die Quartiergeber schütten Stroh in die Stuben. Der Wachthabende benimmt sich wie ein gebildeter Mann; allmählich zeigen sich statt der ältlich-bäuerischen Wogd einige Nonnen, mit denen über die zu treffenden Einrichtungen verhandelt wird. Bald folgt ein langes Geplauder mit der Oberin, das Kloster erweist seine Gastlichkeit mit Kaffee, Weißbrot, Butter, Wein, auf die Erde gelegten Betten, die eine Wache eigentlich nicht benutzen darf. Die Soldaten scheiden aus dem Quartier wie in Deutschland; kein barsches Wort ist gesprochen, nicht für einen Pfennig entwendet, nichts ohne Anfrage benutzt, nichts beschädigt. Aehnlich gestaltet sich das Verhältniß auch in den nächsten Quartieren. Im eigentlichen Frankreich freilich macht sich der Gegensatz der Nationalitäten schon mehr geltend. Der müde Soldat muß sich zuweilen abends erst mit den Wirthsknechten herumärgern. Einzelne Häuser sind aus thörichter Furcht verlassen. Niemand weist ihn zurecht. Nach Truppenmärschen von vierzig Kilometern über Berg und Thal, von der Augustsonne beschienen, von Gewitterregen durchquält, mit schwerem Gepäd, endlich einige Ruhestunden vor sich, kommt man abends vor verschlossene Thüren. Da hat man weder Zeit noch Lust, den Feldwebel, den Hauptmann, den Maive, den Schlosser aufzusuchen: man schlägt die Thür ein, rafft Stroh und Betten zusammen, wo man sie findet, und kocht sein Essen mit dem ersten besten Material, das

zum Feuern gebraucht werden kann. Von oben her wird noch immer streng auf legale Ordnung gehalten. Eines Spätabends wird die Truppe durch lauten Lärm aus der Ruhe geschreckt; der Oberst schift auf der Dorfstraße umher, als ob ein Mord verübt sei; in einem leeren Hause hatten die einquartirten Leute die Thür des Weinkellers erbrochen, sich und einige Kameraden versorgt; ein furchtbares Strafgericht wird gehalten. Wenn man sich vier Wochen später diesen Vorfall zurückerinnert, versteht man die Aufregung gar nicht mehr. Was an Nahrung- und Genugmitteln in verlassenem Häusern zu finden ist, kommt jetzt unzweifelhaft den Einquartirten zu Gute. Größere Weinkeller werden gemeldet; es wird wohl ein Posten dazu gestellt, aber nicht, um sie für die Franzosen zu bewahren, sondern, um die Vertheilung unter die Soldaten geregelt vorzunehmen. Auch das herumspazierende Federvieh gilt nicht mehr als völlig sakrosankt. Als aber ein blutdürstiger Major, auf einem großen Hof ungestraft behandelt, sämtliche Hühner töten und den Mannschaften geben läßt, wird diese ungewöhnliche Hunnenthat viel besprochen und mit deutscher Gründlichkeit auf ihre ethische Berechtigung untersucht. „Barbarische Raubjagd“ kehrt sich nicht immer nur gegen den Landesfeind. Die bessere Lebensweise der eigenen höheren Stände erregt Kritik und Neid. Beim Durchstreifen von für das Divisionskommando bestimmten Schweinen verschwindet ein Exemplar dieser lange entbehrten Spezies. Einige Korporalschaften, aber auch die Offiziere essen statt des *toujours mouton* einmal Schweinebraten. Die peinliche Untersuchung bleibt resultatlos.

Noch immer wird, wo ein Eigenthümer zur Stelle ist, von den Einzelnen regelmäßig bezahlt. Manche *épiciers* und *aubergistes*, die ihre Lokale offen halten und Vorräthe heranzuziehen verstehen, machen ausgezeichnete Geschäfte mit den durchziehenden oder verweilenden Tausenden. Aber man fängt auch an, reglementwidrig zu requiriren. Die Compagnie kommt abends in eine Stadt; unerwartet wird ein Ruhetag befohlen. Es ist die höchste Zeit, das Schuhwerk in die Kur zu nehmen; was irgend schustern kann, soll von Morgengrauen an arbeiten. Da ist nicht Zeit für den Instanzenzug; der Hauptmann schickt einen Unteroffizier mit sachverständigen Hilfskräften in geeignete Läden. Der nimmt Leder, Nägel u. s. w. in erwünschter Reichlichkeit und unterschreibt seine Quittungen mit *N. N., caporal, par ordre du capitaine de la XI<sup>ème</sup>* u. s. w. Wir wollen hoffen, daß trotz der Unregelmäßigkeit die Forderungen von der französischen Regierung später honorirt worden sind.

Auch an Fleisch, Mehl, Kartoffeln, Fourage fehlt es manchmal. Größere Requisitionen werden von der Generalität angeordnet. Einzelne Offiziere und Mannschaften erlangen Ruf als erfolgreiche *Requisteurs*. Bei

einem Regiment ein Lieutenant, sonst Assessor, behäbig gutmüthiger Typus. Sieht man näher zu, so bestehen seine Mittel, um verborgene Schätze hervorzuloden, in einigen Flächen, die er für französisch hält, Drohungen d'emmener le maire, und, als ultima ratio, ein paar eigenhändigen Schüssen nach der Kirchturmspitze. Man hat erkannt, daß jede Gelegenheit benutzt werden muß, den entkräfteten Leuten neben dem Nothwendigsten auch Abwechslung zu bieten, Genußmittel zu liefern, Tabak, Cigarren, Wein; das Markelenderwesen war im Allgemeinen, wie Freitag richtig sagt, „erbärmlich“. Man schläft im Nothfall auf dem nackten Felde, eine Brigade zum Beispiel in der Nacht zum dritten September auf frisch gedüngtem; aber man verlangt Betten statt des Strohes, wo man sie haben kann. Das militärische Interesse erfordert nicht nur, daß das Heer nicht geradezu verkomme, sondern, daß es möglichst behaglich, dadurch frisch und in guter Stimmung erhalten werde.

Heute sitzt man auf vernünftige, willige, morgen auf unverständlich trogige Einwohner. Heute braucht der Mann den Kolben, um eine Thür einzuschlagen, eine Drohung zu verstärken oder auch durch einen Stoß in den Rücken zu bethätigen, morgen schaufelt er die Kinder des Quartiergebers auf dem Schoße, laudewelscht freundschaftlich: „Guerre malheur pour vous, pour nous“, hilft bei der Viehwartung und liebäugelt mit dem Ackergeräth. Junge Mädchen werden den Leuten möglichst aus den Augen gehalten. Brutalitäten gegen das weibliche Geschlecht können nur verschwindend selten vorgekommen sein, sonst hätte man mehr davon gehört.

Man langt vor Paris an, die Cernirung beginnt. Sechs Tage außer Schutzbereich von den Forts, zwei Tage im Vorort auf Granatschußweite, zwischen diesen einen Tag auf eigentlichen Vorposten; so wird die Arbeit zgetheilt. Auch das am Weitesten zurückliegende Kantonnement wird ziemlich dicht belegt; ein großer Theil der Häuser ist ausgeräumt und unbewohnt. Es gilt, sich für die Wintermonate möglichst wohnlich einzurichten. Ein Unteroffizier zieht mit großen Leiterwagen aus, um seine Compagnie zu versorgen. Je näher heran an Paris, desto prächtiger die Villen, zum Theil voll Möbel, die Ortschaften verlassen und mit Spuren der pariser Geschäfte. Da werden kleine Oefen, Sprungfeder matrassen, Bettflüde, Decken, Stühle, Tische, Küchengeräth u. s. w. aufgeladen. In einer Speisekammer steht Eingemachtes, einige Weinkeller sind gefüllt; man läßt diese Kostbarkeiten nicht verkommen, man ladet sie auf. Kommt man dann als Repli oder Vorposten in solche Ortschaften, so werden die Gartenmauern zur Vertheidigung eingerichtet, Schießscharten ausgebrochen; Zäune, Gartengewächse, Spaliere, Fenster und Möbel müssen dem Vertheidigungs-, Alarm-, Raumbedürfniß geopfert werden. Die Luxusachen halten den Griff und Tritt des Miß-

fetters nicht aus. Zerföhrung und Schmutz nehmen überhand. Man wird auch gleichgültig dagegen und unterläßt die Schonung Dessen, was offenbar der Vernichtung geweiht ist.

Wer geht aus der belagerten Stadt heraus, wer aus der friedlichen Heimath herkommt und die einst schmucken und eleganten Villen sieht mit zer Schlagenen Fenstern, Möbeln, Spiegeln, beschädigten Kaminen und Fußböden, zertretenen Betten, voll Unrathes, Der sagt leicht: Hier haufen Barbarenhorden. Was würde er erst sagen, wenn er im vorderen Alarminquartier Boule-Tischchen, ja, prächtig illustrierte Faublas-Ausgaben ins Kaminfeuer wandern sähe! Der Winter ist gekommen mit ungewöhnlicher Kälte, kein Brennholz, keine Kohlen sind in diesen Ortschaften mehr anzutreiben, auch die Zaunpfähle und alle größeren Holzmöbel sind aufgebraucht. Granaten summen um die Häuser; nebenan hat heute eine eingeschlagen, ein Duzend Musketiere getödet und verwundet. Leute, die man vor wenigen Stunden noch frisch und gesund sprach, sieht man mit abgeschlagenen Beinen liegen, die Knochenstümpfe hervorragend. Jeden Augenblick kann das Gefechtsignal ertönen. Unthätig hat man vierundzwanzig Stunden zuzubringen. Da soll der Soldat frieren aus Rücksicht auf Möbel und Bücher? In den ersten Dezembertagen wird das Regiment an eine andere Seite der Hauptstadt zur Verstärkung geholt; Stunden lang dauert der Marsch auf den spiegelglatt gefrorenen Wegen, kein Offizier bleibt auf dem ausgleitenden Pferde. Nun liegt die Truppe bei der grimmigen Kälte bewegungslos auf offenem Felde, Stunde auf Stunde verrinnt, nichts im Magen, zu sehen nur die Toten und Verwundeten, die aus den vorn kämpfenden Massen zurückgebracht werden. Es wird dunkel; halb erstarrt fragt man bang: Rücken wir ein für die Nacht? Ohne Erlaubniß werden einige Feuer angezündet, aber der Feldherr selbst wettet über die Eigenmächtigkeit und läßt sie auslöschen; der Feind soll die Aufstellung nicht sehen. In der elften Stunde dürfen im nächsten Dorf einige Häuser belegt werden, aber gefechtsbereit, Kopf an Kopf. Steinsfußböden, nicht ein Bett oder Stuhl, geschweige eine Lagerstätte. Ein Unteroffizier entdeckt in einer Ecke einen schmierigen Sack, kriecht mit einem Musketier hinein und verbringt so die Nacht. Und die kalten Dezembernächte in erster Vorpostenlinie, auf ein paar hundert Meter Entfernung vom Feinde, wo der Wachhabende von einem Doppelposten zum anderen läuft, beständig Patrouillen abschickt und empfängt, mit Händen und Füßen die Leute unaufhörlich wachrütteln muß, damit sie sich nicht der einschläfernden Macht der Kälte hingeben, — sind sie doch für rechtzeitige, nicht um eine Minute unnöthig verspätete Alarmirung von ein paar tausend Kameraden verantwortlich! Kommt man dann totmüde und verklammert wieder unter Dach und Fach, so ist man wenig geneigt, lange nach einem Stück Brennmaterial,

nach einer weniger kostbaren Waschkübel, einer weniger eleganten Kochstelle zu suchen. Und die Reste eines Salons verwandeln sich in eine Trümmersätte. Auch andere Bedürfnisse hat die Kälte hervorgebracht. An Shawls, warmen Tüchern, Schlafdecken schleppt die Truppe bei den kurzen Mänteln innerhalb der Cernirung Unglaubliches mit sich herum. Drei, vier Herren- oder Damenhemden werden übereinandergetragen, wollene, baumwollene, seidene Strümpfe mit den Fußlappen; an solchen Dingen bieten die Villen reichen Vorrath. Eine Glacelederfabrik liegt verlassen und zum Theil zerstört in der Vorpostenlinie: Alles läßt sich aus dem dort lagernden Material zum Schutz gegen Kälte und Nässe die Stiefelschäfte bis hoch hinauf verlängern; nützt es nicht viel, so sieht es doch martialisch aus.

Das Alles dient dem Bedürfniß oder doch dem Behagen des Tages. Aber auch Anderes wird nicht liegen gelassen. Unabweisbar drängt sich die Meinung auf, die Sachen in diesen verlassenen Heimstätten seien herrenlos; Monate lang dehnt sich die Belagerung aus. Wo willen die Eigenthümer? Werden sie je zurückkehren oder in Paris umkommen? Täglich kann Artilleriefeuer oder ein großer Brand Alles zerstören; unkontrollirbar fluthen Tausende hindurch. Da werden die luxuriösen Toilettegegenstände neugierig durchkramt, lachend benugt, zur Vorweisung an Kameraden mitgenommen, verdorben. Kleinere Pretiosen werden „gerettet“; Bilder werden aus dem Rahmen genommen und „gerollt“. Thoren bepaden sich auch mit größeren Gegenständen, die sie doch beim Abmarsch wegwerfen müssen. Hin und wieder findet man wohl auch Gelegenheit zur Befreiung von „Andenken“ oder gar zum Verkauf an Marktender. Aber die Aneignung von Werthsachen bleibt doch seltene Ausnahme. Wurde Solches einem Offizier nachgejagt, so fand die That im Kreise seiner Kameraden überwiegend Mißbilligung. Und die gefürchteten Armeegendarmen mit dem metallenen Ringtragen posen scharf auf. Gar mancher Trogwagen muß die Beute wieder abladen. Reichthümer können nur in ganz vereinzelt Fällen nach Hause gebracht sein; und auch dann schief die Nemesis noch nicht. Nach Jahren setzte es harte Strafe, als die Herausgabe gestohlener Werthpapiere versucht wurde.

Die Belagerer von Paris hatten es verhältnißmäßig gut. Schlimmere Entbehrungen brachten die Belagerungen von Metz und Belfort, die Mäntel von Metz nach Orleans, die Kämpfe an der Loire. Röcke, Hosen, Unterzug, Schuhwerk konnten nicht ergänzt werden, unglaublich abgerissen oder auch mit buntschiedigen Surrogaten kamen die Truppen daher. Noch stärker zigten sich dort die Bedürfnisse des Nothstandes; der Soldat, der leben, der marsch- und gefechtsmäßig bleiben mußte, befriedigte sie, wo und wie er konnte. Unbedenklich, wo der Eigenthümer fehlte; aber auch den Auswefenden konnte die Hergabe des letzten Viehstückes in Tausenden von Holl u

nicht erspart werden. Wer sich darüber wundert oder es barbarisch findet, verwechselt den Krieg mit einem Schäferspiel.

Prüft man die Klagen, die damals und bis in die neueste Zeit über unser Verhalten erhoben werden, so findet man, daß häufig nicht sowohl die sachliche Maßregel als die Form Empörung erregt hat. Auch jetzt liest man nicht selten Klagen über das brutale Benehmen eines englischen Befehlshabers gegen Aerzte, Pfleger, Gewerbetreibende im Transvaal, während die That selbst nach Kriegsgebrauch unanfechtbar ist. 1870/71 war es die kühle Strenge, die Reserve, das schweigende Beharren gegenüber allen Deklamationen, was unseren Offizieren verdacht wurde. La morgue glaciale des Prussiens! Manchmal mag sie unnüthig übertrieben worden sein, im Uebermuth des Siegers oder, um Vornehmheit zu markiren. Im Wesentlichen beruht der Gegensatz auf der Verschiedenheit des nationalen Temperamentes, auf den erprobten Traditionen unseres Heeres und seiner Befehlsführung; auch erforderte der Ernst und die Eile des Augenblickes nachdrückliche Entschiedenheit. Ein Unteroffizier macht in einer Vorstadt von Rheims für das Bataillon Quartier; friedlich schreibt er mit der Kreide seine „Sechs Mann“, „Zwei Unteroffiziere“ u. s. w. an die Hausthüren. Plötzlich wird die eine aufgerissen, ein dunkler Blusenmann stürzt heraus, mit großem Schwamm und ungeheurem Eimer, und beginnt, zu wischen. Einige Besonnenere rufen: *Que fais-tu, malheureux?* Der patriotische Fanatiker: *Je nettoie ma maison!* Und mit einem Gestus! Der Unteroffizier lacht; die Sache ist ungefährlich. Rheims wimmelt von Truppen, das Fourierkommando ist zur Stelle. Bald kommt das Bataillon, der Mann erhält seine Einquartirung und hat sie nicht ermordet. Aber ein kleiner erbitterter Disput hätte ihm sicher wohlgethan. Statt Dessen Hohn! Oder bei Paris. Der Fourieroffizier kommt in einem ziemlich verschonten Vorort in eine bewohnte Villa. Madame — im Unterrod — ruft Monsieur, einen berühmten Maler. Dialog. Monsieur: „Ich bin von jeder Einquartirung befreit; hier die Bescheinigung des preussischen Generals von R. Lassen Sie mich Ihnen erzählen: *Nous étions plongés dans la plus profonde misère, nous cherchions les miettes de pain dans les ordures, quand un jour un groupe de cavaliers passa par ici. A qui cette maison? demande un officier, un prince, simplement vêtu, comme sont tous vos princes. A Monsieur C. Comment, au célèbre peintre C? On m'appelle. C'est vous, le peintre C? Oui, mon prince. Eh bien, je décrète que M. C. reste exempt de loger des militaires.* Der Offizier: „Bedaure, wir sind sehr beengt, der Herr General von R. gehört einem ganz anderen Corps an; ein Offizier, zwei Pferde, zwei Mann.“ *Morgue prussienne!*



In vielen Fällen war das Verhältniß zwischen Quartiergebern der höheren Stände und deutschen Offizieren friedlich und artig. Wurde nachher und wird auch noch vielfach versucht, aber die *gaucherie* und die schlechte Aussprache sich lustig zu machen, so konnten doch nur die Allerverbobhrtesten verkennen, daß der deutsche Offizier, wenn auch national nuancirt, so doch gute Manieren hat und daß mangelhaftes Französisch ein größeres Maß von Bildung involvirt als völlige Unkenntniß irgend einer fremden Sprache, wie man sie bei den Franzosen allgemein fand. Mitunter wurde versucht, durch Liebenswürdigkeit gegen die Offiziere im Herrenhause deren Anforderungen für die Mannschaften in den Wirthschafts- und Bauern-Gebäuden herabzustimmen; hin und wieder nicht ohne Erfolg. Weit seltener, als die Fluth von schlechten Romanen und Novellen über die Kriegszeit es darstellt, ist unter der Maske von Freundlichkeit Verrath versucht worden; und nun gar die zahlreich von den Verfassern vorgeführten romantischen Konflikte zwischen Liebe und Pflicht! Voreingenommenheit gegen die Barbaren, glühender Patriotismus, Scheu vor der öffentlichen Meinung ihrer Landsleute haben die anständigen Französinnen den Deutschen 1870/71 innerlich fern gehalten, auch so weit sie äußerlich mit ihnen in Berührung kamen, was meist nach Möglichkeit vermieden wurde. Von ihrem Verhalten darf man nur mit der höchsten Achtung sprechen. Daheim soll es nicht überall eben so gewesen sein; nach dem Kriege wurde in einer preußischen Mittelstadt die Tochter eines Generals wegen ihres unvorsichtigen Benehmens gegen kriegsgefangene französische Offiziere längere Zeit gesellschaftlich boykottirt.

Viele Deutsche lernten in Frankreich mit einigem Erstaunen, daß der weibliche Theil des Volkes nicht, wie die Literatur manchmal glauben macht, aus Dirnen besteht. Aber sie lernten auch von dieser Klasse genug kennen. Die betreffenden Einrichtungen der französischen Städte waren den meisten Deutschen etwas Neues; die fremde Sprache, einige Mädchen verschönten ihnen, was im Grunde eben so gemein ist wie zu Hause; Unregelmäßigkeit und Gefahr des Kriegslebens, fern vom Einfluß sittsamer Frauen, setzten über Skrupel hinweg. Es ist peinlich, von diesen Dingen zu sprechen, aber doch heilsam und jezt wohl an der Zeit, nachdem man so lange Jahre, zuletzt noch bei den Jubiläumsesten, aus Pietät geschwiegen hat. Nicht bloß junge Männer, nicht bloß Unverheirathete, nicht bloß die Grade bis zum Hauptmann aufwärts unterlagen der Versuchung. Besonders abstoßend wirkte die Offenheit, womit Derartiges betrieben wurde, die zahlreiche Anwesenheit und der ungenirte Verkehr Jüngerer und Älterer, vieler Ehemänner, Alle natürlich uniformirt, in öffentlichen Häusern, wo auch vor der ganzen Gesellschaft schamlose Schausstellungen vorkamen. Außertlich anständiger verlief ein Ball, den im Frühjahr 1871 ein paar hundert Offiziere bei Paris mit

den von dort in Scharen heraufgesturzten Dirnen veranstalteten; immerhin...! Einige collages waren weitbekannt; Mancher wird sich noch erinnern, wie die somme eines Premierlieutenants mit ihm vom Fort herunterzureiten und angetrunken unter dem Thorweg eines eleganten Restaurants durchzugaloppieren pflegte. So wirkte ein noch nicht einjähriger Krieg auf das an Material und Disziplin beste Heer der Neuzeit.

Im Ganzen darf man aber getrost behaupten, daß kein großes Heer in Feindesland sich je besser und humaner geführt hat. Man braucht deshalb nicht in leere Renommistereien einzustimmen wie die jüngst aus berühmtem Munde gehörte: „Vom Höchsten bis zum Niedrigsten sei im deutschen Heere Jeder nur von sittlichem Pflichtgefühl durchdrungen gewesen.“ Auch wir waren nur schlame Menschen und nichts Menschliches war uns fremd.

Attona.

Julian Witting.



## Pangermanismus in der Musik \*).

**S**ich habe mich nicht verändert: die Welt hat sich verändert. Das sage ich im Hinblick auf Richard Wagner. Und will es begründen,

1876 konnte es heißen: die Wagnermanie ist eine verzeihliche Verirrung, die Wagnerfurcht ist eine Kinderkrankheit. Heute müßte man den Satz umkehren. Denn die Wagnerfurcht hat sich fast gänzlich verloren und die Wagnermanie hat — in Frankreich wenigstens — geradezu beängstigende Dimensionen angenommen. Die 1880 als fanatische Wagnerianer galten, werden jetzt der Unheil beschuldigt. Zunächst könnte es scheinen, als handle es sich im Grunde nur um den alten Streit zwischen Philistern und Künstlern; doch drängt sich uns bald die Erkenntniß auf, daß der Kampf andere Motive hat.

\*) Die Reaktion gegen Wagner, die längst zu erwarten war, hat in Frankreich jetzt begonnen. Seit „Siegfried“ in szenischem Prachtgewande auf den Brettern der pariser Opernbühne erschienen ist, hat man — nicht nur von Chauvinisten — häufig gehört und gelesen, der Enthusiasmus für den Wagner der Tetralogie sei zum großen Theil ja doch nur Heuchelei; im Grunde, hieß es, langweilten sich die Leute bei diesen dunklen, melodiösen Mythen, die dem gallischen Genie so fremd seien wie einem Hellenen die Skythenstute. Sacht erst regt sich freilich der Widerwille. Immerhin ist es gerade jetzt ganz interessant, zu sehen, wie sich im Kopf eines so feinen Künstlers, wie der Schöpfer von „Samson und Dalila“ einer ist, die „Wagner-Gefahr“ malt. Nicht, wie Nietzsche, den Christen bekämpft Saint-Saëns, sondern den nationalen Künstler, dem er die fürchterlichsten germanocentrischen Pläne zuschreibt. Seine Glossen beweisen wieder, wie schwer es selbst den geistvollsten Franzosen der älteren Generation heute noch wird, sich von der Zwangsvorstellung zu befreien, Deutschland strebe mit allen Mitteln nach einer Welttyrannis, der alle anderen Kulturen sich unterwerfen müßten.

Der Philister will heutzutage nicht mehr als Philister gelten; der Bourgeois ist Künstler geworden. Er begnügt sich nicht damit, Kunstliebhaber, Kunstmüden zu sein: er will Kunsttrichter sein. Mit welchem Recht und mit welcher Sachkenntniß, kann man sich leicht vorstellen. Diese Liebe zur Kunst, die sich bei unserer Bourgeoisie in Formen äußert, wie etwa die Liebe eines Herings zur Auster, zeitigt zunächst nur eine tolle Sammelwuth, die sich auf allerhand Trödelkram und verstaubten Plunder erstreckt. Auf der Suche nach einer künstlerisch seitvollen Einrichtung greift der Bourgeois nicht nach schönen, vornehmen Modellen von solidem Bau und fester Linienführung, die ihrem Zweck entsprechen, zu einander passen und einheitlich wirken. Nein: er nimmt, was er findet, wenn es nur etwas Außergewöhnliches, Altmodisches, Fremdländisches und Fremdzeitiges, — kurz, ein abnormes, seltenes Stück ist. Er verwendet Messgewänder als Bettdecken, Wärmflaschen als Wanddekoration; er baut Tafelgeschirre in Kokos-Portefolien auf; er erleuchtet sein Schlafzimmer mit orientalischen Kirzchenampeln; er setzt sich auf Holzpuß, nicht größer als eine Hand, mit meterhohen Füßen und Schnitzereien, die Einem ins Fleisch schneiden, und bildet sich dabei ein, den allerfeinsten Kunstgeschmack zu entwickeln, nur, weil er nicht den landläufigen Wald- und Wiesengeschmack hat. Das naive, sich natürlich gebende Publikum liebt nur die Kunst seines Landes und seiner Zeit; aus einem sehr einfachen Grunde: weil es keine andere kennt. Das Verständniß für das Antike, Gotische erschließt sich nur dem Berufsman, dem Fachmann; und um als Fachmann zu gelten, stürzen sich Hinz und Kunz mit Todesverachtung in das Labyrinth der Antike und des Gotischen.

Diese ersehnte Vorliebe für das Gotische, das Bizarre zeigt sich auch im Reich der Töne; daher der Enthusiasmus, den wir in Paris wie in der Provinz bei gewissen Musikaufführungen erleben, von denen das Publikum kein Wort und keinen Ton versteht.

... Ein großer Theil der Menschheit ist heutzutage in einem Geisteszustand, den ich als unheilbare Sehnsucht nach Weltbeglückung, Weiterlösung bezeichnen möchte. Damit sind nicht die Genies gemeint, Menschen, die als Reformatoren geboren werden, noch auch Leute, die für gewisse Spezialgebiete maßgebende Autoritäten sind. Es handelt sich vielmehr um das vielköpfige Ungeheuer der Kunstenthusiasten, die ohne Berechtigung, mit einem durch keinerlei Sachkenntniß getrübbten Urtheil, Vorträge und Brochüren über ernste, schwerwiegende Zeitfragen verzapfen und deren einziges Nützzeug aus Schlagwörtern zusammengesetzt ist. Der Eine theilt der Zeitung ein Projekt mit, wie die Erde an allen vier Enden abzugraben und sämtliche Flüsse der Welt auf einmal zu kanalisieren wären; ein Anderer reicht der medizinischen Akademie eine Arbeit ein, die vom Aether des Feuers, der Triebkraft des Sauerstoffs und ähnlichen Dingen handelt. Und über solche Bahnbrechen wird noch geredet und gestritten. Solche „Genies um jeden Preis“ giebt es in den Gebieten der Politik, der Künste und Wissenschaften; sie haben uns die Anarchisten, die Impressionisten beschert; sie bescheren uns jetzt die fanatischen Wagnerianer, die weder im Wärmeschlagen noch im Tyrannisiren und Extravagiren von Jenen wesentlich verschieden sind. Richard Wagner hat sein reformatorisches Werk sehr geschickt inszenirt und alle poetisch oder musikalisch Ehrgeizigen um seine Fahne, seine Person geschaart.

In umgekehrter Form — algebraisch ausgedrückt: in umgekehrter Proportion — ist diese Manie das Schreckgespenst für jede Neuerung, das ständige Vormundschaftsgericht zur Erhaltung der Menschheit, ein lächerliches Gottesgnadenthum der verbrauchten Kunstformen und Formeln, die Wagnerfurcht in der Musik.

In meinem beschränkten Unterthanenverstand dünkt mich, daß man sich vor solchen Uebertreibungen nicht genug hüten kann und zur Bekämpfung dieser Wahnbilder all seine fünf Sinne zusammennehmen muß. Ich halte an der Ueberzeugung fest, daß die Kunst den Geist erfreuen, aufrichten, nicht herabziehen soll. Sie soll die Menschenseele heilsam beeinflussen, ihr heiliges Feuer soll den Geist erleuchten, erwärmen, nicht aber verzehren. Sehen wir einmal von allen ästhetischen Bedenken ab! Schon die Gefahr, die von Deutschland her droht, müßte uns eines Besseren belehren: die Gefahr, Frankreich ganz in ersterbender Anbetung der deutschen Musik versinken zu sehen.

Prophetischen Geistes sprach Victor Hugo schon 1864: „Musik ist das Lösungswort für Deutschland. Gesang ist für Deutschland die Lebenslust; es lebt und webt im Liebe. Wie der Ton als Ausdrucksmittel einer primären Universalprache zu uns redet, so theilt Deutschland seine Gedanken und Empfindungen der Welt auf der harmonischen Grundlage der wunderbaren Klangphänomene mit. Aus den Wolken quillt der Regen, der die Erde befruchtet; aus der Musik quellen die Deutschen Empfindungen, die die Weltseele ergreifen.“ Das ist in dem Shakespearebuch des großen Dichters zu lesen. Die deutsche Musik bringt uns eben nicht nur Musik, sondern das deutsche Empfinden, die deutsche Seele. Wir könnten uns nichts Besseres wünschen, wenn diese Seele dem Genius Schillers gehörte, wenn die Veier des großen Dichters mit der Harze Beethovens zusammenklänge, um uns in unsterblichen Tönen das Lied der Freiheit zu singen, das Lied der allgemeinen Liebe und Verbrüderung.

Ist Dem so?

„Ehrt Eure deutschen Meister! Schützt Eure Künstler! Mag dann das Heilige Reich in Dunst zergehen: uns bleibt unwandelbar die heilige deutsche Kunst.“ So klingt der Schlussakkord in den „Meisterfingern von Nürnberg.“ Wer zwischen den Zeilen zu lesen weiß, hört hier deutlich den Schlachtruf des Pangermanismus, der unserer romanischen Rasse den Krieg erklärt. Wer in Frankreich für solche Ideen Propaganda macht, mag seine Gründe haben; es wird aber wohl erlaubt sein, anderer Meinung zu sein. Es wird erlaubt sein, nicht, zum höheren Ruhme des Heiligen Deutschen Reiches, daran mitzuarbeiten, daß wir mit unserer nationalen Kultur „in Dunst zergehen“.

So lange es anging, war ich bestrebt, die Kunstfrage von allen ihr fremden Fragen zu trennen. Was mir aber 1876 möglich schien, scheint mir heute unmöglich. Wer weiß? In einigen Jahren kann es wieder möglich werden. Man soll nicht verzagen; der Pangermanismus vergeht, die Kunst besteht. Die Musik als Ausdrucksmittel einer primären Universalprache ist das Sprachrohr der Weltseele, nicht einer dominirenden Rasse.

Weil Beethoven der Weltseele zustrebte und ihr allein sang, weil seine Kunst nicht eine spezifisch deutsche, sondern eine internationale, eine allgemein menschliche Kunst war: darum bleibt er der Größte, der einzige wahrhaft Große.



## Brüsseler Zucker.

Am Deutschen Reichstag erklärte der Reichsschatzsekretär Freyherr von Tschielmann neulich: Deutschland müsse sich an der internationalen Zuckerkonvention betheiligen, um die Interessen seiner Zuckerindustrie zu schützen. Einem Urtheil darüber, ob die jetzt vorliegende Konvention den deutschen Interessen wirklich förderlich ist, muß eine Betrachtung der Lage der Produktion und des Verbrauchs vorangehen. Die gesammte Zuckererzeugung betrug:

	Rübenzucker	Rohrzucker	Zusammen:	
1871	1051	1869	2920	Millionen Tonnen
1881	1898	2205	4103	"
1891	3437	3160	6597	"
1901	6841	3852	10693	"

Während also noch vor dreißig Jahren der Rohrzucker den Weltmarkt fast völlig beherrschte, hat jetzt der Rübenzucker das weitaus größere Absatzgebiet. Unter den Rübenländern nimmt Deutschland mit 2,3 Millionen Tonnen, also dem dritten Theil der Gesamtproduktion, den ersten Platz ein. Ihm folgen Oesterreich-Ungarn mit 1,3 Millionen Tonnen, Rußland und Frankreich mit je einer Million. In die letzte Million theilen sich Belgien, Holland, Nordamerika, Italien, Rumänien, Schweden. Besondere Beachtung verdient die rapide Entwicklung des Zuckerrübenbaues in den Vereinigten Staaten. Man begann die Produktion dort 1892 mit 12 000 Tonnen; sie stieg 1898 auf 32 000, 1900 auf 77 000 und 1901 auf 150 000 Tonnen. Mit diesem schnellen Steigen der Produktion hielt der Verbrauch nicht Schritt. Die sichtbaren Bestände im Weltmarkt sind heute um eine Million Tonnen größer als in den Vorjahren. Die schnelle Steigerung der Rübenzuckerproduktion wurde vor einigen Jahren noch nicht so fühlbar, weil in Folge des Aufstandes in Kuba die dortige, im Höhepunkt auf eine Million Tonnen gelangte Zuckerproduktion fast völlig zu Grunde gegangen war. Die Rübenzuckerleute trugen sich mit der angenehmen Hoffnung, es werde sehr lange dauern, bis an der Stelle einmal verwüsteter Kulturen neue Zuckerplantagen entstehen würden. Diese Hoffnung war eitel; innerhalb dreier Jahre hat das amerikanische Großkapital die Verwüstungen des Krieges beseitigt und Kuba hat heute mit rund neunhunderttausend Tonnen Produktion den früheren Höhepunkt bereits annähernd wieder erreicht. Aber auch in den anderen für die Rohrzuckerproduktion geeigneten Gebieten haben die amerikanischen Zuckerleute zu arbeiten verstanden. Sie haben die Produktion auf Hawaii, in Louisiana und Porto Rico bereits auf 700 000 Tonnen Rohrzucker gesteigert. Im Jahr 1901 bezogen die Vereinigten Staaten, die einst den bedeutendsten Absatzmarkt für europäischen Rübenzucker boten, nur noch 12 Prozent ihres Bedarfes von hier.

Die Amerikaner haben bei der Hochzucht ihrer Zuckerkulturen nur das selbe Rezept befolgt, das in den Rübenzuckerländern, insbesondere auch in Deutschland, lange Jahre hindurch angewandt worden war: prohibitiver Zollschutz und direkte staatliche Zuschüsse. Nach Deutschland konnte und kann noch heute nicht Zucker eingeführt werden. Der Zoll beträgt 20 Mark für den Doppelzentner. Und ist das Aderthalsbache des jetzigen Weltmarktpreises. Ferner wurde, so lange die Rohstoffsteuer bestand, eine als direkte Prämie wirkende Vergütung zu

Unrecht vom Staate bezahlt, — insofern zu Unrecht, als beim Export eines Zentners Zucker mehr Rohstoffsteuer zurückgezahlt wurde, als bei dem fortgeschrittenen Stande der Technik von dem Fabrikanten vorher thatsächlich an den Staat bezahlt worden war. Es ist unzweifelhaft, daß dieser gesetzliche Zustand ein Ulnst war und daß damals die Zuckerfabrikanten einen ungerechten Gewinn gezogen haben; dieses Unrecht wurde aber — unter Zustimmung der landwirthschaftlichen Vertreter — längst beseitigt. Die Wirkung dieser Reform auf die materielle Lage der Zuckerindustrie, aber auch auf die Reichsfinanzen geht drastisch aus der folgenden Zahlenreihe hervor:

	Es betrug die Brutto-Einnahme aus der Zuckersteuer	davon erhielt	
		die Zucker- industrie beim Export	die Reichskasse Netto
	Millionen Mark	Millionen Mark	Millionen Mark
1871—75 jährlich	58	4	54
1876—81 „	77	27	50
1882—85 „	134	87	47
1886—87 „	142	108	34
1887—88 „	120	105	15
Nach der Reform			
1893—94 jährlich	98	11	82
1900 „	160	33	127

Ich gab diese Zahlen, um zu beweisen, daß die früher von den liberalen Wirtschaftspolitikern mit Recht gerügte falsche Steuerpolitik, an deren Existenz aber auch heute noch Viele glauben, thatsächlich längst beseitigt ist. Die jetzt nur noch gewährten niedrigen Exportprämien sind nur eine gerechte Zurückzahlung der von den Fabriken vorher thatsächlich gezahlten Betriebssteuer und ein geringer Ausgleich für die Befreiung des inländischen Verbrauchs durch eine unerhöht hohe Verbrauchssteuer.

Zucker ist kein Luxusartikel, sondern ein Nahrungsmittel, und zwar, ohne Steuerbelastung, jetzt das billigste aller existirenden Nahrungsmittel. Die Nährwertheinheit kostet bei Fleisch dreimal, bei Brot zweimal mehr als bei unverseuertem Zucker; hier hält sie ungefähr die selbe Preislage wie in Butter, Kartoffeln, Kleien, Oelkuchen und sonstigen Viehfuttermitteln. Nur weil der Staat — ein beispielloser Vorgang —, von diesem Nahrungsmittel eine Steuer von zehn Pfennigen für das Pfund erhebt, bleibt der Verbrauch seit Jahren in den engen Grenzen von 20 bis 24 Pfund auf den Kopf; dabei ist für den deutschen Konsumenten die Ausgabe fast so hoch wie für den englischen Konsumenten, dessen Verbrauch sich bei gleicher Geldausgabe auf 80 bis 90 Pfund beläuft.

Als man der deutschen Zuckerindustrie die alten Prämien nahm, nahm man ihr nur einen ungerechten Vortheil; indem man ihr aber zu gleicher Zeit die riesige Konsumabgabe aufbürdete, legte man ihr eine eben so ungerechte Last auf und trieb sie gewaltig auf den Weltmarkt hinaus, damit sie dort die Konsumenten sich beschaffe, denen im Heimathlande der Steuermaulkorb den Mund verschloß.

Eine ähnliche verkehrte Politik trieben auch die anderen Rübenländer;

nur dadurch stellten einige von ihnen ihre Zuckereportindustrie günstiger, daß sie höhere Ausführprämien gewährten als Deutschland. So giebt Frankreich 9 Mark für den Doppelcentner gegenüber durchschnittlich 3 Mark in Deutschland. Während so die Rübenländer unter künstlicher Behinderung des heimischen Konsums ihren Zucker auf den Weltmarkt drängten, erhielt der Rohrzucker in den letzten Jahren eine immer steigende Vergünstigung auf mehreren für ihn wichtigen Märkten. Die Vereinigten Staaten begannen schon 1897, die Wirkung der Rübenzuckereportprämien dadurch auszugleichen, daß sie dem Grundzoll einen Zuschlag in Höhe der Prämie zu Gunsten des nicht prämierten Rohrzuckers hinzufügten. 1899 folgten einige englische Zuckerkolonien diesem Beispiel, im vorigen Herbst schlossen die australischen Staaten sich ihm an. Jetzt steht im Parlament der Vereinigten Staaten ein Antrag zur Beschlußfassung, wonach die ganze kubanische Zuckerproduktion einen Vorkonzess von zwanzig Prozent (gleich 3,60 Mark für den Doppelcentner) künftig genießen soll. Aber auch die bis vor wenigen Jahren noch angemaßte, gänzlich veraltete Technik hat inzwischen auf den meisten Rohrzuckerproduktionsstätten modernen Betriebs-einrichtungen Platz gemacht, so daß heute Rohrzucker für 8 Mark loco Verschiffungshafen schon mit Gewinn produziert werden kann, während der selbe Preis loco Hamburg für den deutschen Rübenzuckerfabrikanten bereits Verlust bringt.

Als die früher erwähnten, thatsächlich ungerocht hohen Prämien dem deutschen Rübenzucker genommen worden waren, dehnte der Zuckerrübenbau sich trotzdem noch aus; er war zwar nicht mehr so lukrativ wie vorher, aber immerhin noch Gewinn bringend, denn der Weltmarkt zahlte damals noch anstößliche Preise. Als diese später immer tiefer sanken, hatte sich zur selben Zeit die Rentabilität des Getreidebaues und die Kultur anderer Handelsgewächse so sehr verschlechtert, daß aus diesem Grunde viele Landwirthe der Rübenkultur sich zuwandten, in dem Glauben, diese sei doch wenigstens relativ einträglicher als die anderen Kulturen. Eine halbwegs wirksame Hilfe schien diesen wie den alten Rübenbauern durch die 1899 erfolgte Kartellirung der deutschen Zuckerindustrie sich zu bieten. Ich halte jede vernünftige Kartellirung für nützlich, vertrete insbesondere die Kartellirung aller landwirthschaftlichen Produktionszweige grundsätzlich. Aber ich setze dabei voraus, daß das Kartell zweckmäßig organisiert werde und eine rationelle Preispolitik treibe, die dem Produzenten einen gerechten, mäßigen Nutzen läßt und den Konsumenten nicht ungebührlich belastet. Diesen Voraussetzungen entspricht aber das deutsche Zuckerkartell nicht. Eine detaillierte Beweisführung für diese Behauptung würde hier zu weit führen; ich kann nur die Thatfache feststellen, daß das Kartell den Konsumenten ungefähr drei Mark für den Centner mehr abnimmt, als wirtschaftlich gerechtfertigt ist, während zu gleicher Zeit die Rübenbauer und Rohrzuckerfabrikanten den ganzen Preisdruck des Weltmarktes tragen müssen: den ganzen Vortheil schlucken die Raffinerien. Also: auch die Kartellirung hat dem Rübenbauer nicht in dem erwarteten Maße geholfen; und so ergab sich in Summa jetzt diese Situation: Ueberproduktion an Rüben- und Rohrzucker; starke Beschränkung des heimischen Verbrauches durch unbillige Konsumsteuern; Preisdruck im Weltmarkt durch die Exportprämien für Rübenzucker; Erleichterung der Rohrzuckerkonkurrenz durch stetig verbesserte Technik und durch Einräumung einer Vorzugsstellung für Rohrzucker in wichtigen Verbrauchsgebieten.

Bei dieser Sachlage konnte man jedenfalls den Versuch billigen, eine internationale Konvention zu Stande zu bringen, durch die über sämtliche Zuckerproduktionsgebiete Licht und Schatten gleichmäßig verteilt worden wäre und die durch Beseitigung aller den Verbrauch beschränkenden Steuern für die gesteigerte Produktion Absatz geschaffen hätte. Nach den vorangegangenen Verlautbarungen der deutschen Regierung müßte man glauben, daß für ihre Beteiligung an der brüsseler Konferenz diese Erwägungen maßgebend gewesen seien:

Erstens: Es ist für den deutschen Export offenbar gleichgültig, ob Deutschland eine Prämie gewährt, diese aber durch einen entsprechenden Zuschlagszoll im Importlande wieder paralytisiert wird oder ob wir die Prämie nicht geben und dafür von dem Zollzuschlag befreit bleiben.

Zweitens: Da Deutschland nicht höhere Prämien hat als irgend ein anderes Rübenland, wohl aber niedrigere Prämien als manche andere Länder, so wird — wenn alle Länder die Prämien abschaffen — Deutschland innerhalb der Gesamtkonkurrenz des Rübenzuckers im Weltmarkt künftig offenbar nicht schlechter, wahrscheinlich aber besser dastehen als jetzt.

Drittens: Wenn in allen Verbrauchsländern der Erde die den Konsum hindernden Zölle und Verbrauchssteuern fallen, dann wird der Verbrauch so schnell steigen, daß immerhin ein Weltmarktpreis sich herausbilden und dauernd beseitigen wird, der hinreichend kann, auch die Rübenzuckerindustrie lohnend zu beschäftigen, selbst wenn die Technik der Rohrzuckerindustrie sich noch weiter entwickelt. Vorausgesetzt natürlich, daß auch die Vorzugsstellung des Rohrzuckers auf den amerikanischen und kolonialen Märkten beseitigt wird.

Es hat heute, nachdem die Konvention bereits vollzogen ist, keinen Zweck mehr, zu untersuchen, ob eine so gestaltete Vereinbarung trotz ihrem anscheinend ganz rationalen Gedankengang nicht dennoch Nachteile für die deutsche Produktion bewirkt hätte. Heute kann es nur noch interessieren, festzustellen, daß die tatsächlich vollzogene Konvention in jedem Hauptpunkt ungefähr das Gegenteil dessen enthält, was die deutsche Regierung durch ihre Beteiligung erstreben zu wollen vorgab. Das schon hätte sie stutzen lassen sollen, daß gerade England den Zusammentritt der internationalen Konferenz verlangt hatte. Englands Markt war mit Zucker aus aller Herren Länder überladen. Der hamburger Exportpreis für deutschen Rohrzucker schwankte in der letzten Campagne zwischen sechs und sieben Mark pro Zentner. England selbst produziert nicht ein Pfund Zucker; vom Standpunkt manchesterlicher Wirtschaftspolitik mußte also England frohlocken, daß die Deutschen, Russen, Oesterreicher, Franzosen so thöricht sind, den Kaffee bitter zu trinken, nur um den Engländern zu Schleuderspreisen Zucker zu verkaufen. Daß dieses

man erreichen wollte,  
eine letzten Ziele er-  
berige manchesterliche  
ich richtigere Prinzip  
enzuckers soll künftig  
e Freihändler merken  
englische Zuckerpolitik

jeine "England" nän' proguat gegen diese Zuckerpolitik einen wa-  
mußte also von vorn herein schärfstes Mißtrauen gegen s-  
weden. Des Pudels Kern war auch in der That: das bis-  
Prinzip des Konsumenteninteresses durch das volkswirtschaft-  
des Produzenteninteresses zu ersetzen. Statt billigen Rüb-  
theurer Kolonialzucker den englischen Markt beherrschen. Unser-  
gar nicht, wie sehr sie ihrer selbst spotten, wenn sie diese e-  
als einen volkswirtschaftlichen Fortschritt bejubeln.

ist:

Das tatsächliche Ergebnis der brüsseler Konvention



1. Ein wichtiges Exportland für Rübenzucker, Rußland, das zugleich eine hohe Exportprämie gewährt, hat sich der Konvention überhaupt nicht angeschlossen. Das Prinzip: daß aller Rübenzucker prämielos sein, also zu gleichen Rechten künftig im Weltmarkt konkurrieren solle, hat also ein ziemlich großes Loch.

2. Ein wichtiges Verbrauchsgebiet, die Vereinigten Staaten, sind gleichfalls nicht angeschlossen. Dort bleiben also neben exorbitanten Rübenzuckerzöllen zugleich die Vorzugszölle für Rohrzucker bestehen. Dadurch bleibt dieses wichtige Absatzgebiet dem europäischen Zucker gesperrt und der Rohrzucker behält einen erheblichen Vorsprung.

3. Andere wichtige Verbrauchsländer — Spanien, Italien, Rumänien, Schweden — sind zwar der Konvention beigetreten, haben aber im Artikel 6 das Recht erhalten, auch künftig sowohl direkte Produktionsprämien für heimischen Zucker gewähren als auch beliebig hohe Schutzzölle auslegen zu dürfen, — und zwar so lange, wie ihre heimische Produktion den Bedarf noch nicht übersteigt, sie also noch nicht exportiven. Die Möglichkeit, in diese Verbrauchsgebiete eindringen zu können, ist dem deutschen Zucker also gleichfalls versperrt.

4. Die Hauptsache: Auch Großbritannien hat sich das Recht vorbehalten, beliebig hohe Zuckerzölle auslegen zu dürfen, und es hat sich das Recht gewahrt, das durch die Konvention den Rübenländern unterlagte System der Prämien-gewährung in seine selbständigen Kolonien künftig einzuführen. Das ist unbestritten. Als vorerst noch unentschieden mag man betrachten, ob darüber hinaus England nicht sogar die Möglichkeit behalten hat, im Zolltarif des Mutterlandes künftig dem Kolonialzucker eine Vorzugsstellung zu gewähren. Ueber meine Auslegung des hier einschlägigen zweiten Absatzes des Schlussprotokolls ist in der Tagespresse eine Kontroverse entstanden, die, während ich diese Zeilen schreibe, noch nicht entschieden ist. Aber selbst wenn die von der deutschen Diplomatie angenommene Auslegung dieses Protokolltheiles sich als richtig erweist, könnte England den selben Effekt einer Sonderstellung des Kolonialzuckers auf dem Markt des Mutterlandes dennoch auf indirektem Wege herbeiführen. Es hat unbestritten das Recht behalten, in den selbständigen Kolonien beliebige Prämien gewähren zu dürfen. Wenn es also im künftigen Zolltarif des Mutterlandes einen Zuckerzoll von — sagen wir — zwölf Mark einführt, den selben Betrag aber — oder einen Theil davon — in der exportirenden Kolonie als Prämie gewährt, dann ist der deutsche Rübenzucker thatsächlich differenzirt, auch ohne daß diese Thatsache im britischen Zollgesetz geschrieben steht.

5. Damit aber Deutschland nicht nur entgangene Vortheile, sondern wenigstens auch einige direkte Nachtheile aus der ganzen Konvention zu verzeichnen habe, hat es die Verpflichtung übernommen, außer der Prämienabschaffung seinen Schutz Zoll, der jetzt 10 Mark für den Zentner beträgt, auf 2 Mark 40 Pfennige herabzusetzen, damit jede künftige — auch durchaus rationell organisirte — Kartellbildung unmöglich, es dafür aber dem prämielten englischen Kolonialzucker künftig möglich gemacht wird, sogar in das deutsche Verbrauchsgebiet einzudringen.

Diese brüsseler Konvention ist ein Monstrum. Selbst den neudeutschen Diplomaten habe ich bisher ein solches Stück nicht zugetraut, so sehr bescheiden meine Ansprüche an ihre Kunst bisher auch waren. England hat, wenn Deutschland ihm nicht zu Willen wäre, einfach mit Strafzöllen gedroht, — und vor dieser Drohung

ist man angstvoll zurückgewichen. Daß Englands Handel nach Deutschland wichtiger ist als der deutsche Handel nach England und daß deshalb auf einen groben englischen Klog ein noch derberer deutscher Keil gesetzt werden mußte: Das beachten die deutschen Handelsdiplomaten natürlich nicht, die noch jüngst in der Zolltarifkommission mit dem ganzen Rüstzeug des Auswärtigen Amtes gegen die Einführung von Schutzzöllen für das deutsche Gärtnergewerbe protestirten „weil ein deutscher Gemüse Zoll eine beträchtliche Aufregung unter den italienischen Gemüsebauern hervorrufen würde“.

Ich begreife bei all diesen Vorgängen nur Eins nicht: warum Herr von Richthofen, der diese Argumentation zu Gunsten italienischer Gemüse von sich gab und jene englische Zuckerkonvention für zweckmäßig hält, deutscher Staatssekretär ist und nicht italienischer oder englischer.

Edmund Klapper.



## Die Generalbilanz.

Alle großen Bankinstitute haben nun ihre Bilanzen veröffentlicht; es lohnt, sie noch einmal Revue passieren zu lassen. Man darf die Bankbilanzen nicht immer nur als Andeisk über den Status einzelner Erwerbsinstitute betrachten, sondern muß in ihnen ein Barometer sehen, von dem man den in der Finanzwelt herrschenden Atmosphärendruck ablesen kann. Als die Schatten der Krisis sich herniederzulsenken begannen, waren es zunächst auch die Bankbilanzen, aus denen kundige Ehebaner den baldigen Zusammenbruch der Kreditwirtschaft prophezeien konnten. Namentlich sei hier an die bedenklichen Symptome erinnert, die im vorigen Jahr die Bilanz der Dresdener Bank erkennen ließ, an ihr außerordentlich hohes Acceptenkonto und das Anschwellen des Debitorenkontos.

Zwischen ist denn auch die große Reinigung erfolgt und wiederum ver-rathen diesmal die Bankbilanzen, welche Veränderungen im Wirtschaftsorganismus vor sich gegangen sind. Die Abschlüsse der meisten Institute zeigen einen ganz wesentlichen Rückgang der Geschäfts- und Kreditanspannung. Zunächst sind die Accepte wesentlich eingeschränkt worden. Eine Aufstellung ergibt folgendes Bild:

Acceptenkonto (excl. Waale).	Dezbr. 1900 in Millionen Mark.	Dezbr. 1901 in Millionen Mark.	Veränderung.
Berliner Handelsgesellschaft . .	55,73	61,92	+ 6
Nationalbank für Deutschland . .	26,67	15,59	- 11
Berliner Bank . . . . .	27,86	13,07	- 15
Darmstädter Bank . . . . .	36,9	36,9	+ -
Schaaffhausenscher Bankverein . .	23,—	21,9	- 1
Diskontogesellschaft . . . . .	89,09	84,97	- 4
Breslauer Diskontobank . . . . .	21,54	14,—	- 7½
Dresdener Bank . . . . .	131,—	102,—	- 29
Deutsche Bank . . . . .	140,—	142,—	+ 2

Als Resultat dieser Aufstellung ergibt sich für die zum Vergleich herangezogenen Institute eine sehr große Verschiedenheit. Die fühlbarste Abnahme zeigen: Nationalbank, Berliner Bank und besonders Dresdener Bank, also die Institute, die sich noch dem Urtheil aller sachkundigen Kritiker in den guten Tagen zu stark engagirt hatten. Die Gesamtabnahme der Accepte beläuft sich auf rund 60 Millionen Mark. Das ist im Verhältniß zur Gesamtwirtschaft nicht gerade viel. Unter dem Drang der Umstände waren einzelne Institute genöthigt, mit ihrem vorher allzu reichlich gespendeten Kreditfegen sparsamer umzugehen; doch kann man auch jetzt noch nicht sagen, daß die Kreditbasis, auf der ausgedehnt unsere Industrie sich schon wieder zu neuen Siegeszügen rüstet, sehr gesund aussieht. Man darf eben nicht vergessen, daß wir, trotz der Zuversicht weitherziger Optimisten, noch immer in einer Krisenzeit leben, wo man so viel wie möglich mit barem Gelde, so wenig wie möglich aber mit Kredit arbeiten soll.

Sehen wir uns nun weiter an, wie es mit den Kreditoren der Banken steht, so stoßen wir auf eine ganz ähnliche Erscheinung.

Kreditoren:	Dezbr. 1900 in Millionen Mark.	Dezbr. 1901 in Millionen Mark.	Veränderung.
Berliner Handelsgesellschaft . . .	73,32	92,2	+ 19
Nationalbank . . . . .	74,6	53,3	- 19
Berliner Bank . . . . .	27,8	13,06	- 14
Darmstädter Bank . . . . .	74,—	76,7	+ 3
Schaaffhausenscher Bankverein . .	114,—	96,—	- 18
Diskontogesellschaft . . . . .	179,—	223,—	+ 44
Breslauer Diskontobank . . . . .	70,74	23,—	- 38
Dresdener Bank . . . . .	282,—	228,—	- 54
Deutsche Bank . . . . .	530,—	629,—	+ 99

Um auf Grund dieser Aufstellung zu einem richtigen Resultat zu kommen, darf man nicht so mechanisch rechnen wie vorher. Unter den Instituten, die eine Vermehrung der Kreditoren und Depositen aufweisen, sind zwei, Diskontogesellschaft und Berliner Handelsgesellschaft, bei denen die Verhältnisse nicht normal genannt werden dürfen. Die Handelsgesellschaft hat die Firma Brest & Gelpcke, bei der sie bisher kommanditarisch theilhaftig war, in sich aufgenommen und in ihre Bücher sind also die einzelnen Konten aus den Büchern dieser Firma übergegangen. Ähnlich ist's bei der Diskontogesellschaft, deren einzelne Bilanzposten durch die Uebernahme der Firma Rothschild in Frankfurt a. M. beträchtlich angeschwollen sind. Die meisten der übrigen Effektenbanken aber haben einen außerordentlichen Rückgang der Kreditoren zu verzeichnen. Es wäre nun falsch, im Kreditorenkonto nur solche Gelder zu suchen, die den Banken vom großen Publikum anvertraut werden; oft sind da auch die Gelder zu finden, die sich die Banken selbst geborgt haben. Immerhin liefert aber der Blick auf die Abnahme der Kreditoren einen Maßstab für den Rückgang des Vertrauens zu den einzelnen Banken. Nach unserer Tabelle beträgt der Gesamtrückgang 14%, der Zuwachs allein bei der Deutschen Bank aber fast 100 Millionen. In

einem Theil der fehlenden 40 Millionen haben wir wohl das Kapital zu sehen, das vom Publikum den Banken entzogen und zur Deckung von Verlusten und Schulden gebraucht wurde. Ein Theil der Guthaben des Publikums dürfte, ohne daß es zur Abhebung kam, mit den hohen Kursen spurlos verschwunden sein; es hatte eben Gewinne repräsentirt, die nur auf dem Papier standen. Deutlich tritt das charakteristische Moment des abgelaufenen Jahres hervor; daß nämlich das Publikum von überall her sein Geld zurückzog und in die Deutsche Bank trug. Dieser Umstand erklärt zum Theil vielleicht den heute so niedrigen Geldstand. Ohne Zweifel ist die Flüssigkeit des Geldes ein Zeichen der Krisis. Das Mißtrauen, das sich an den Fortgang der industriellen Entwicklung heftet, hindert natürlich den Kapitalisten, Industriepapiere zu kaufen. Nach alter Erfahrung verstärkt sich aber die sinkende Tendenz des Zinsfußes, sobald das Kapital sich in einer Hand sammelt, da der durch die Konzentration gekräftigte Geldgeber sich mit einem geringeren Zinsfuß begnügen kann. Zum Verhältnis zu ihrem Aktienkapital hat die Deutsche Bank einen so erheblichen Theil von Kreditoren- und reinen Depositengeldern, daß sie mit ganz geringen Zinsen auf dieses riesige Kapital schon einen beträchtlichen Theil der Dividende herauswirtschaften kann. Die allgemeine Kreditlage auf Grund einer Zusammenstellung der Effekten- und Konsortialkonten zu beurtheilen, ist nicht gut möglich, da diese Konten eine Vermehrung oder Verminderung des nominellen Betrages der eigenen Effekten- und Konsortialbetheiligung nicht erkennen lassen, sondern nur ihre Werthverminderung oder — in diesem Jahr wohl höchstens in ganz seltenen Fällen — ihre Werthverhöhung. Wichtig aber ist eine Betrachtung des Wechselkontos. Da zeigt sich das folgende Bild:

Wechsel-Konto.	Dezbr. 1900 in Millionen Mark.	Dezbr. 1901 in Millionen Mark.	Veränderung.
Berliner Handelsgesellschaft . .	52,36	56,38	+ 4
Nationalbank . . . . .	45,3	33,4	- 11
Berliner Bank . . . . .	19,78	15,81	- 4
Darmstädter Bank . . . . .	26,	28,	+ 2
Schaaffhausenscher Bankverein*).	—	—	—
Diskontogesellschaft . . . . .	—	—	—
Breslauer Diskontobank . . . .	32,05	15,5	- 16 $\frac{1}{2}$
Dresdener Bank . . . . .	150,5	109,2	- 41
Deutsche Bank . . . . .	299,7	344,7	+ 45

Wir haben also auf der einen Seite eine Abnahme der Wechselbestände um 72, auf der anderen Seite allein bei der Deutschen Bank wieder eine Zunahme um 45 Millionen. Wenn man nun bedenkt, daß ein Theil der Ver-

\*) Der Schaaffhausensche Bankverein führt Kassa- und Wechselbestand in einem Posten auf, so daß wir ihn hier außer Betracht lassen müssen. Das Selbe gilt für die Diskontogesellschaft, deren Bilanz überhaupt wieder den höchsten Rekord an Unklarheit erreicht hat.

mehrung des gemeinsamen Kassa- und Wechselkontos bei dem Schaaffhausenschen Bankverein und der Diskontogesellschaft auf Rechnung des Wechselkontos zu setzen ist, so sieht man auch hier, daß die Geldsurrogate sich nicht wesentlich verringert, sondern sich nur von einer Bank zur anderen verschoben haben. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß die Reichsbank in ihrer letzten Bilanz von 1901 für etwa 50 Millionen weniger deutsche Wechsel als im vorigen Jahr ausführte. Will man nun selbst diese ganze Verringerung einer Konsolidierung unserer Kreditverhältnisse zuschreiben, so scheint mir doch die Abnahme der in der Welt herumschwimmenden Wechselverbindlichkeiten noch nicht genügend zu sein, selbst dann nicht, wenn man die Vermehrung des Baarbestandes der Reichsbank als ein allgemeines Symptom der vorhandenen Baarmittel ansehen will.

Der letzte für unsere Betrachtung wesentliche Faktor einer Bilanz ist das Debitorenkonto. Auch dieses Bild wollen wir betrachten:

Debitoren.	Dezbr. 1900 in Millionen Mk.	Dezbr. 1901 in Millionen Mk.	Veränderung.
Berliner Handelsgesellschaft . .	102,39	125,7	+ 23
Nationalbank . . . . .	74,25	50,35	- 24
Berliner Bank . . . . .	68,48	40,2	- 28
Darlehensbank . . . . .	99,—	96	- 3
Schaaffhausenscher Bankverein .	161,—	136	- 25
Diskontogesellschaft . . . . .	181,7	196,57	+ 15
Breslauer Diskontobank . . . .	48,24	36,62	- 11
Dresdener Bank . . . . .	281,3.6	224,7	+ 14
Deutsche Bank . . . . .	285,2	298,7	- 56

Hier ist eine ganz außerordentliche Verminderung der Kreditgewährungen zu konstatieren. Darüber wird Niemand staunen. Die meisten Banken waren, da ihnen selbst die Gelder entzogen wurden, gezwungen, auch die Kreditgewährung erheblich einzuschränken. Als verdienstlich ist aber anzuerkennen, daß die Deutsche Bank die ihr zufließenden Gelder nicht nur zu neuen Buchkrediten verwandt, sondern sie in leicht flüssig zu machenden Aktivkonten angelegt hat. Dadurch ist denn auch die Generalbilanz unserer Kreditwirtschaft gegen das Vorjahr etwas gebessert worden. Trotzdem ist der Eindruck noch nicht so, daß man vollkommen beruhigt in die Zukunft sehen kann. Ein Gang zu soliderer Ausgestaltung des Kreditwesens ist ja nicht zu verkennen. Soll diese Entwicklung aber zu völliger Gesundung führen, so braucht sie von zwei Seiten her Unterstützung. Zunächst müssen die Bankdirektoren klug und vorsichtig genug sein, um dem langsam genesenden Wirtschaftskörper nicht gleich wieder neue Ausschweifungen zuzumuthen. Schon in den paar Monaten des neuen Jahres scheint aber des Guten wieder zu viel geschehen zu sein. Und selbst der gute Wille der Einzelnen ist machtlos, wenn die Verhältnisse ihm nicht zu Hilfe kommen. Die erste Voraussetzung einer gedeihlichen Entwicklung ist, daß Deutschland vor neuen schweren Erschütterungen bewahrt bleibt. Eine solche Erschütterung würde aber durch jede Aenderung der amerikanischen Verhältnisse bewirkt; und es sieht nicht so aus, als ob wir von dieser Seite auf Schonung zu rechnen hätten.

## Selbstanzeigen.

**Der Bergmann von Falun.** Lipsius & Tischer in Kiel. 1902.

Die Bearbeitungen der Geschichte von dem Bergmann von Falun bildeten den Gegenstand der Inaugural-Dissertation von Georg Friedmann, Berlin 1887. Zum Theil ist der Stoff, so viel mir bekannt, in nachstehenden Bearbeitungen verworther worden: G. G. von Schubert: Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, Dresden 1808. Hebel: Unverhofftes Wiedersehen. Rückert: Die goldene Hochzeit. Trinius: Die Bergmannsleiche. Hoffmann: Die Bergwerke zu Falun. Lehmann: Den litte Hyrdedreng. Kopenhagen 1818. Franz von Holstein: Der Haideschacht (Tper) und nachgelassene Gedichte. Grazia Pierantoni-Mancini: La miniera di Faluna. Bologna 1879. Frederika Bremer: I Dalarne. Hugo von Hoffmannsthal: Das Bergwerk zu Falun. Warum ich nun den Bergmann Mattis Israelsfon immer noch nicht ruhen lasse, nachdem er fast fünfzig Jahre in den schwefeligen Grubenwässern der „Rardersjellgrube“ bei Falun und dann noch dreißig Jahre im gläsernen Sarge im Bergamte zu Falun gelegen hat? Weil meine Bergmannsmitr die einzige ist, die den ganzen Zeitabschnitt von der Verschüttung bis zur Auffindung umfaßt und nicht erst, wie die übrigen Bearbeitungen, so weit sie sich überhaupt an das Thatsächliche halten, mit der Auffindung einsetzt.

Amberg im Erzgebirge.

Hauptmann z. D. Georg Postel.

**Mittelmeerfahrt von Guy de Maupassant.** Deutsch von Marie Madeleine. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Bei meiner ersten Reise durchs Mittelmeer war Homer mein bester Freund. An diesen Küsten lernt man die Odyssee erfassen und aus der Odyssee beleben sich uns diese Küsten mit den von hoher Schönheit verklärten Erinnerungen der Menschheit. Auf meiner zweiten Reise über das Mittelmeer war Maupassant, der Moderne, mein Führer. Sagte mir Homer, was hier war, sagt mir Maupassant, was hier ist. Und er sagt es mit dem dichterischen Ausdruck moderner Naturandacht. Wie wir die Stimmen von Meer, Himmel und duftiger Küste verstehen, welche Tiefen vor ihnen in uns widerklingen: wer vermöchte es uns lebhafter, farbiger, sonniger zu sagen als Maupassant? Und sein schönstes, sein reinstes, sein frohestes Buch hat noch kein deutscher Verleger dem deutschen Volke gebracht? Die Maison Lellier und alle anderen Pisanterien aus seiner feinen Feder sehen wir täglich neu gedruckt. Der Tag, an dem ich Maupassants „Mittelmeerfahrt“ veröffentlichen konnte, gehörte zu denen, wo es mich freut, Verleger zu sein.

Jelig Heinemann.

**Die angebliche Wiederherstellung der Hohenstauburg.** Mit Abbildungen. München, Haushalter. 1,50 Mark.

Wie ich in meinem in der „Zukunft“ vom vierzehnten September 1901 erschienenen Aufsatz versprochen habe, führe ich nun in dieser Sonderchrift auf Grund der veröffentlichten Pläne den, wie ich meine, vollen Beweis, daß es sich hier „in Allem um eins der schlimmsten jemals erdachten Restaurationprojekte

handelt, dem leider gerade ein so ungemein werthvoller Burgbau zum Opfer fallen muß." Auch das Gutachten der königlich preussischen Bauakademie, das Schwards Entwürfe als besonders werthvoll empfiehlt, wird entsprechend beleuchtet.

Rüdingen.

Gez. Dr. Otto Piper.

### Bi mi tau Hus. D. Lenz in Leipzig.

Wie überall, so schwinden auch bei uns in Pommern die alten Sitten und Gebräuche nach und nach dahin. Der Tagelöhner zieht von Gut zu Gut, der Städter lebt völlig in hochdeutschen Ideenkreisen, ja, er versteht den niederdeutsch sprechenden Landbewohner nicht einmal; und der Gutbesitzer, der Pastor, der Lehrer, kurz, Jeder, der auf dem Dorfe zu den „Gebildeten“ gehört oder sich dazu rechnet, sieht meist mit unberechtigtem Hochmuth auf diesen Paganismus unserer niederdeutschen Landbevölkerung herab und dünkt sich hochherhaben über ihre alten Bräuche, die plattdeutsche Sprache, ihre Lebensarten und Sprichwörter. Was ich nun seit langen Jahren aus dem Volksmunde hörte und emsig niederschrieb, habe ich unter dem Titel „Bi mi tau Hus“ (Bei mir zu Hause) in plattdeutscher Sprache zusammengestellt und hoffe, daß dem Leser, der sich mit der deutschen Volkskunde beschäftigt, mein Werk eine Fundgrube und ein Ansporn zu weiteren Forschungen sein wird. Er kann in meinem Buche Mancherlei finden, was ihm die alten „Kathenweiber“ nie anvertrauen werden, weil er nicht in ihrer Mitte aufgewachsen ist und sie in ihm den „Gebildeten“ scheuen, der doch nur über sie und ihre Ansichten lacht.

Friedenau.

Margarethe Kereje-Wietholz.

### Der neue Adel. Rathschläge und Lebensziele für die deutsche Jugend.

Berlin 1902. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Bücher, die, wie meine, den Zweck haben, jungen Männern bei ihrem Eintritt ins Leben Rathschläge und Verhaltensmaßregeln zu geben, sind in der deutschen Sprache selten. Wenn ich mir aber die Erfahrungen meiner eigenen Jugend und mancherlei Erscheinungen, die ich täglich vor Augen habe, vergegenwärtige, so muß ich trotzdem behaupten, daß ein starkes Bedürfniß nach solcher Belehrung vorliegt. Nicht angeborener Hang zu Ausschweifung und Trägheit, nicht Verführung durch schlechte Gesellschaft sind in den meisten Fällen der wahre Grund, wenn junge Menschen, die im Elternhause zu den besten Hoffnungen berechtigten, draußen moralisch und physisch zu Grunde gehen, sondern wirkliche Unkenntniß der drohenden Gefahren und der rechten Mittel, ihnen zu begegnen. Niedrige Leidenschaften bekämpfen, heißt aber nicht, alle Leidenschaften ausröten, sondern, niedrige Leidenschaften durch höhere, reinere ersetzen. Mein Buch versucht, durch Entwidlung der heroischen Seite im Charakter des Jünglings Menschen mit moralischem Rückgrat, kraftvolle Individualitäten mit reinen und hohen Zielen herauszubilden. Aber dieser neue Adel wird nur durch harte Arbeit in der Welt draußen und in der stillen Werkstatt des eigenen Innern ertugnet. „Wer ein rechter Edelmann werden will, muß zuvor ein rechter Mann sein; und wer ein rechter Mann werden will, muß zuvor ein rechter Arbeiter geworden sein.“

Paul von Bizycki.

## Theater.

Wie David königlich zur Harfe sang,  
 Der Wälder Lied am Throne lieblich klang,  
 Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt  
 Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,  
 Von Pol zu Pol Gefänge sich erneun —  
 Ein Sphärentanz, harmonisch im Getümmel —  
 Laßt alle Völker unter gleichem Himmel  
 Sich gleicher Gabe wohlgenuth erfreun!

Diese Verse schrieb Goethe im Jahre 1827, auf der Schwelle zwischen zwei Jahren, die, mit den Monumenta Germaniae historica, mit Grimms Rechtsalterthümern, Lachmanns und Simrods Nibelungen-Ausgaben, nach der Korfzeit den Deutschen die ersten Wehen einer nationalen Renaissance brachten. Drei Jahrhundertviertel sind seitdem verlehrt; doch den Völkern ist kein „gleicher Himmel“, des greisen Dichters Traum von der Weltliteratur ist nicht Wahrheit geworden. Eben noch fühlten wirs. Wie ein Gott, wie ein gottähnlicher Volksbeglucker mindestens ist Victor Hugo in Frankreich verherrlicht worden. Verherrlicht? Das Wort paßt nicht; denn herrlicher konnte der clarissimus seinem Volk durch keines Künstlers Gebild, keinen Festhymnus werden. Es war Anbetung drei Jahrzehnte nach der Apotheose. Wie vielleicht, auch nicht in der Hellenen musischer Zeit, ward so ein Dichter gefeiert, nie eines Dichters Werk mit so stolzer Treue als Nationalschatz gehütet. Und dem Volk, das nur die Vogesengrenze von Frankreich trennt, hat dieser Nachbarheros nie gelebt. Noch heute kann der Deutsche, selbst wenn er von frechen Spagen, die an Hugos Steinbild den Schnabel weyten, sich nicht die Stimmung verderben ließ, kaum begreifen, welchen Anspruch gerade dieser Poet auf so hohe Ehren habe. Ein großer Denker war der Mann sicher nicht, der von der Philosophie des Jahrhunderts nur die Lust am Auffpüren der Antinomien gelernt zu haben schien und dessen unklarer, doch froher Christenschwärmerei alle Welträthsel sich in einen — am Ende stets siegreichen — Kampf des Guten wider das Böse lösten. Une ame violente et grossière nannte ihn Beauclot; Lemaitre hat den Denker unbarmherzig verhöhnt; und Zola hat gesagt, Hugos ganze Philosophie gipfle in der Aufforderung an die Mitmenschen, in den Himmel zu klettern und einander brüderlich zu umarmen. Ein großer Dichter? Auch wenn man ihn nur in das Maß seiner Landsleute rückt: Corneille kannte die Leidenschaften, Racine die Psyche des Menschen besser, Lamartine, der reichste Lyriker der Franzosen, war stärker, Masset feiner als Gestalter einer poetischen Welt. Victor Hugo hat den Menschen, den in Herden neben ihm hinlebenden, nie kennen gelernt; seine Weltvision, seine Psychologie, sein Erlöserwahn danken uns kindisch. So



ward er von Marx und von Nießche, den Antipoden, verworfen. Keiner hat, selbst Schiller nicht, vor ihm aber so alle Künste rauschender, berückender Instrumentation beherrscht; und nach ihm nur Einer: Richard Wagner. Die Beiden gehören zusammen. Beide haben für die Idee der Freiheit gelitten, den Wunsch ihrer Jugendträume im Alter erfüllt gesehen und, oft mit Gespensterwaffen, gegen die Hebarbarisierung der Menschheit gekämpft. Beide waren im großartigsten, das Lachen verschreckenden Stil eitel und fühlten sich, seit die satirische Grundstimmung dem Bewußtsein priesterlicher Weihe gewichen war, als arbiters mundi. Beide wollten als revolutionäre Denker, als Erneuerer des Glaubens bewundert sein und sind uns doch nur die Erneuerer einbildnerischer Kräfte. Beide haben die Ausdrucksfähigkeit ihrer Kunstsprache ins Unerhörte gesteigert und — Tigres compatissants! Formidables agneaux! „Der Keinste war er, der mich verrieth!“ — bis in die Greisenjahre sich die Knabenfreude an grell blendenden Antithesen bewahrt. Wie von Wagner, darf man von Hugo sagen: sein rastlos bewegter Geist war der Strang an der Riesenglocke seines Talentess; an diesen Strang hingen sich alle neuen, neu scheinenden Gedanken, Hoffnungen, Wünsche, alle transszendente Sehnsucht und Menschenthierbrunst, — und oben erklang dann die Wunderweise. Der Unübersehbare ist den meisten Deutschen unverständlich; den Franzosen ist er der vates, der „Dichter an sich“, der stärkste Sprachschöpfer ihrer modernen Geschichte. Er rief den um ihr nationales Lebensrecht ringenden Griechen den Muth stählende Grüße zu (*Les Orientales*). Er zeigte, zu welcher Höhe in den Reichen der Freiheit das Talent sich erheben kann (*Ruy Blas*), und nahm die Schmach vom Haupt der liebenden Sünderin (*Marion Delorme*). Den Glanz und das Grausen des Mittelalters erweckte seines Wortes Gewalt zu neuem Leben (*Notre Dame de Paris*). Die Kämpfe in der Vendée (*Quatre-vingt-treize*) und des Krieges gegen Deutschland (*L'année terrible*) wurden ihm zu Riesenfressen. Er hat vor dem großen Napoleon gekniet, den kleinen Napoleon mit harter Geißel gepeitscht (*Les Châtiments*), das Epos vom Elend der Massen (*Les misérables*) geschrieben, gegen Rechtsbrügung und Recht heuchelnden Menschenmord die Stimme erhoben, Jean Valjean und Claude Gueux geschaffen und sechzig Jahre lang ohne Ermatten das Hohe Lied von den gesta Dei per Francos gesungen. Wenn Frankreich liebte, haßte, in seiner Qual verstummte: er fand dem Gefühl das kraftvoll weithin dröhnende Wort und sprach aus, was Alle zu hören sehnten. Und wie sprach er! Nur im Reich der Sprache hat seine revolutionäre Leidenschaft dauernde Spur hinterlassen. Für seinen politischen Glauben hat er nicht Schlimmeres als Rochefort und mancher Andere gelitten und Lamartines Bild, des schlichten Dulders, strahlt uns heute in hellerer Farbe als das des großen Poiseurs. Mit Recht aber durfte er sich rühmen, den Wörterstaat umgestürzt

und alle Privilegien des klassischen Sprachgebrauches gebrochen zu haben. Die tropische Kraft, den Schwung und Prunk der Rede erhielt er sich bis in eine Zeit, da Andern die Worte müde schon von der Lippe schleichen, die Bilder verblaffen. Was er von Dantons Rhetorenmacht sagte, galt mehr noch von ihm selbst:

Un torrent de parole énorme qu' il dirige,  
 Un verbe surhumain, superbe, engloutissant,  
 S'écoule de sa bouche en tempête et descend  
 Et coule et se répand sur la foule profonde.

Bis in die Tiefen der Volkheit ist der Strom seiner Worte gesiebert und im breiten, vom Sturm zermahlten Bett ist eine Unterströmung bis an ferne Küsten gelangt. Dem Manne, dessen bildkräftige Lyrik Goethe als der Lamartines an Werth gleich lobte und den Nießsche als den Pharus am Meere des Unsinns auf die Tafel seiner „Unmöglichen“ schrieb, muß Eins Jeder lassen: er hat gewirkt. Nicht auf Freiligrath nur und andere Halbnaturen; der lyrische Lenz der Slavenwelt und die nationale Romantik der Scandinaven, deren stärkster Exponent uns der noch nicht von Philisternmythik umnebelte Björnson war, konnte nicht, so nicht ohne den Strahl erblühen, den Hugos Sonne über Europa hinsandte. Auch er war der Sohn seiner Väter; Chateaubriand, Walter Scott, Byron, Bigny, Sainte-Beuve sogar und die Deutschen der Klassikerzeit hatten seinem dunklen Wollen den Weg gewiesen und zu der spanischen Lebensart war mancher Blutstropfen in ihm. Aus Ererbtem und Erlesenem aber schuf er, schuf das — nach Goethes Sprachgebrauch — Dämonische in ihm sich eine Persönlichkeit. Sie ragte nicht so hoch, leuchtete nicht in so scharfloser reiner Helle wie Schillers, an den die wallende Pracht der hugoschen Rhetorik immer wieder erinnert; Schiller war wirklich, wie der Freund von ihm zu Eckermann gesagt hat, noch wenn er sich die Nägel beschnitt, größer als der ganze Troß der Nachfahren. Doch der Vergleich darf uns nicht ungerecht machen. Victor Hugo war einer von den großen Zaubereern, deren Wortgewalt das verwandte Volk sich in süßer Trunkenheit beugt. Der Widerhall des Erfolges und die Sucht, den ihm stets als Muster gezeigten Lamartine zu überflügeln, haben ihn oft aus der Klarheit in den Dunstkreis lärmender Mystagogen gelockt; nicht ein Dichter nur: ein Philosoph, der politische Führer seines zwischen Heroenkult und Freiheitsdrang unsicher einherlaufenden Volkes und der Beherrscher des europäischen Geistes wollte er sein, — und solcher Welttheilandsrolle war er nicht gewachsen. Auch er aber hatte, was Goethe an Byron rühmt: „die große Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argument dienen“; und über die Dauer eines Künstler Ruhmes hinaus bleibt ihm der Name eines starken Wirkers gesichert. Er gehört zu Denen, die aus dem Buch der Geschichte nicht weggzuradiren sind, deren tiefe Spur nie

verstanden kann und deren Geistes Jeder einen Hauch gespürt hat, auch wenn er nie eine von ihnen geschriebene Zeile las. Wie der frühere Minister Gabriel Hanotaux, der ihn in schlichter, von Schwulst freier, alle Hugos Werden determinirenden Kräfte auf seiner Wage nachwägender Rede im Pantheon pries — fast könnten wir das Land beneiden, das so kultivierte Minister hat —, so kennt ihn, kaum minder intim, der *épiciier* im Kramladen, der Arbeiter in der Fabrik; an der Hand dieses Dichters hat mancher Bauer mit frommem Schauder den Tempel von Notre Dame de la poésie betreten, mancher Bretonne den Weg zum Verständniß des Lebens der *travailleurs de la mer* gefunden. Deshalb war diesmal das Volksfest keine Spektakelposse. Es war echt in jeder Geste und jedem Ton; echt auch darin, daß Robins Weisnerwerk verhöhnt und ein conventionelles Galadentmal von Barrias dem Volkshelden enthüllt wurde. Des Mobs Majestät hat für neue Kurstregungen ein eben so sicheres Gefühl wie ein von Gottes Gnade geweihtes Haupt.

In dem selben Jahr, da Goethe im epigrammatischen Vers nach einer Weltliteratur langte, entstand Hugos Vorrede zum „Cromwell“, das Theatermanifest der Romantiker, auf das der Dichter nicht weniger stolz war als ein anderer Victor, Cousin, auf das Verhältniß zu seinen *deux illustres amis* Hegel und Schelling. Der später von Heine so arg gezauste Philosoph hatte eben die Uebersetzung der kartesischen Hauptwerke veröffentlicht und für die *intellectuels*, die sich auch damals so voraussetzunglos wähnten wie vorher Descartes und nachher Komusien-Brentono, gab es an der Unschärfe dualistischer Weltbetrachtung nun nicht den leisesten Zweifel mehr. Von fast allen Lehrkaxeln herab scholl die Botschaft, der Mensch bestehe aus zwei einander fremden, einander feindlichen Theilen, aus Seele und Leib. Der alte, neu schillernde Gedanke mußte dem Vereinfachungsbedürf:iß Hugos, seiner Unfähigkeit zu Abstraktionen einleuchten; er hing sich an den Strang seines Geistes und oben tönte die Glocke weithin übers Land. Tu es double, tu es composé de deux êtres, l'un périssable, l'autre immortel, l'un charnel, l'autre éthéré, l'un enchainé par les appétits, les besoins et les passions, l'autre emporté sur les ailes de l'enthousiasme et de la rêverie, celui-ci enfin toujours courbé vers la terre, sa mère, celui-là sans cesse élané vers le ciel, sa patrie: Das hat, so heißt es in den Programmsätzen des Cromwelldichters, das Christenthum zu dem Menschen gesagt. Und weil dieses Wort stehen blieb, wähet von der Wiege bis zur Bahre der Streit zweier allgegenwärtigen Prinzipien um die Herrschaft über das Menschenschicksal. Von solchem Streit lebt das Drama; erst seit die Erkenntniß seiner unmeidbaren Nothwendigkeit ins Bewußtsein trat: *de ce jour le drame a été créé*. Einst sang die Menschheit ihren Traum; dann erzählte sie ihr Thun; jetzt stellt sie ihr Denken dar. Auf die Zeiten der Lyrik und

des Epos ist die dramatische Epoche gefolgt. Une sorte de dieu fluide coule aux veines du genre humain. Der Gott hatte schon aus dem Menschen gesprochen; doch erst in den Tagen des Christenempfindens war im Reich der Dichtung Raum für das zweizinkige Gabelthier, la bête humaine. Fort deshalb mit dem thörichtesten Vorurtheil der Bedanten, nur das Schöne sei werth, Gegenstand künstlerischer Darstellung zu sein; auch die häßlichste Mißgestalt, auch das Scheusäßige muß der Dichter zeigen, der beide Seiten menschlichen Wesens dem Betrachter vors Auge rücken will. Mit eifernder Leidenschaft fordert Hugo sein Recht, die ganze Wahrheit zu sagen; seine Wahrheit: daß alles Menschenleben ein Kampf zwischen zwei bewegenden Kräften ist, die er le sublime und le grotesque nennt. Das war alexandrinische Gnostikerweisheit. Und die Menge, die selbe, die heute Rodin schimpft und Barrias, den ewigen Barrias, krönt, heulte vor Wuth und schrie, ein schamloser Verächter ewiger Kunstgesetze zerze die Poesie in den Rinnstein herab.

Victor Hugo schien für das Theater geschaffen. Nur wenige Vorstellungen lebten, mit der Kraft großer Visionen, in seinem Hirn. Er dachte in Bildern; und da er, nach Renans seinem Wort, niemals Zeit hatte, Geschmac zu haben, waren die Riesenfresken seiner Gedanken über die Menschheit, das Ziel des Daseins, die Demokratie, Napoleon, die Phosphorospflicht der Weltherrscherin Paris, das im Elend leuchende Volk und die Humanisirung des lachenden Thieres mehr bunt als klar, recht für die Rampenbeleuchtung gemacht. Ein Gott, der sein eigener Priester ist und auf das einfachste Anbetungsbedürfniß rechnet, ein Aigaion, der die Bretter erheben läßt. Ihn plagten nicht Strupel noch Zweifel; jeder Effect war ihm willkommen und die Hand zitterte nicht, die den berühmten, tausendmal verhöhnnten Vers niederschrieb: Je m'appelle Ruy Blas et je suis un laquais. Und dennoch . . . Wohl hat auch von der Bühne herab der Worttausch gewirkt. Gerade da aber, im grellen Licht, sah man allzu deutlich, daß unter den Prunkgewändern die Knochen fehlten. Das Theater fordert den Schein lebensfähiger Menschlichkeit und Hugo gab ihm fast immer nur berebte Schatten. Als er in die Akademie aufgenommen wurde, begrüßte Salvandy ihn mit der doppelstimmigen Bosheit: Vous avez introduit l'art scénique (l'arsénique) dans notre littérature. Das war ein netter, ins Schwarze treffender Witz. Wie schnell aber ist der durch Aesensverbindungen künstlich gesteigerte Glanz seiner Farben verblühen! Hugo hat noch erlebt, daß die Länder der racinischen Andromache und Verenice den Franzosen vertrautere, klarer erkennbare Gebiete waren als das Spanien Hernanis und das Britenreich der Cromwell, Carr und Maria Tudor. Und als er starb, hatte sich, trotz der großen Romantikerrevolution, auf den Brettern, die eine Welt bedeuten sollen, nicht das Geringste verändert.

Wird der Ausgang der neuen dem aller alten Theaterrevolten gleichen?

Vor ein paar Jahren, als so eifrig gestrebt wurde, die ganze Wahrheit, la vérité vraie, auf die Bühne zu bringen, den Menschen in ein bestimmtes und bestimmendes Milieu zu stellen, nicht ferner mehr streng Böse von Guten, Schwarze von Weißen zu scheiden, die Klapperstorchteleologie und den Kinderstubenualismus zu verbannen, konnte man glauben, es handle sich um den Versuch, ein monistisch-kausales Drama zu schaffen; und man durfte in einiger Spannung erwarten, ob in der Poetenwelt eines persönlichen Schöpfers solchem Bemühen ein Erfolg beschieden sein könne. Heute ist von so hoch fliegenden Wünschen nichts mehr zu merken. Die drei Haupttreffer des schwindenden Theaterjahres heißen: „Es lebe das Leben“, „Das große Licht“ und „Alt-Heidelberg“. Von der Emission der Firma Sudermann ist hier schon gesprochen worden. Das „große Licht“ ließ Herr Felix Philippi leuchten, ein von keinem Gewissensbedenken angekränkelter handfester Theaterarbeiter. Inhalt des Dramas: einen großen und edlen beneidet ein kleiner Künstler; der große triumphirt und fährt die Braut heim, der kleine wird wahnsinnig und stürzt sich von der Kirchturmspitze aufs Straßenpflaster herab. Die dunkelste Hintertreppe, auf die kaum der Schein noch — und den Schein nur fordert das Schauspielhaus — lebensfähiger Menschlichkeit fällt. Alles, wie es im vergiftetsten Bretterregelbuch steht. Ein Bürgermeister, ein Stadtrath, der das Stück sieht, muß sich sagen, daß es in Komiteesitzungen und bei der Entscheidung über kommunale Kunstaufträge nie und nirgends so zugehen kann, wie Herr Philippi es schildert; ein Künstler, daß niemals ein Künstler so dachte, so fühlte, so sprach wie hier der hehre Meister und sein vom Neid zerbeizter Gefell. Keine Spur auch nur des Versuches, den Größenwahn des Neidharts ätiologisch zu erklären. Thut nichts: Jeder versteht, am Schluß jedes Actes trachts, — und das liebe, höchst moderne Publikum läuft in Haufen hin. „Besetzt die Gönner in der Nähe: halb sind sie kalt, halb sind sie roh.“ Frischer und forscher wird uns die rührende Mär von dem prinzlichen Corpsburschen erzählt, der, um auf ein Thronchen zu klettern, von Heidelberg's Herrlichkeit, von den Couleurbrüdern und dem Liebchen scheiden muß. Hier waren keine Konflikte zu finden. Die innere Unwahrscheinlichkeit eines Verhältnisses war zu zeigen, das den Fürstensohn in die Rolle des unter Gleichen kneipenden Kommilitonen zwingt und ihm die Pflicht des stramm gehorchenden Fuchses gegen Jünglinge aufbürdet, die ihn morgen umwedeln werden. Aus Bonn haben wir eben ja erst gehört, daß solche Klippen nicht leicht zu umschiffen sind. Und es wäre lohnend gewesen, „illuminirt und fresco“, nach Schillers Mahnung, uns sehen zu lassen, wie der Mummenschanz einer Scheinkameradschaft auf die Psyche eines für den Thron Erzogenen wirkt, ob er ihm nicht am Ende leicht für Lebenszeit die Lust an schauspielerischem Wesen einflößt. Doch der Verfasser, Herr Meyer-Förster, hat mit Feinheiten früher üble Erfahrungen gemacht. Was hilft

dem Darbenden der Kenner ermunternder Zuruf? „Euch ist bekannt, was wir bedürfen: wir wollen stark Getränke schlürfen.“ Herr Meyer sah den schlimmen „Rosenmontag“ und sprach, mit Recht, zu sich selbst und zu Anderen: Das kann ich auch; und das studentische hat vielleicht ein noch größeres Publikum als das „militärische Milieu“. Dann stand er in stiller Betrachtung vor Benedixens „Vemoostem Haupt“, dachte wehmüthig der Zeit, da er, ein feder Traufgänger, in den Sazo-Saxonen die süßliche Sentimentalität und die falsch klingende Fröhlichkeit kindischer Studentenromane verhohlet, ging hin und schrieb, ganz im einst verspotteten Stil, für die reifere Jugend die Wandermär von Alt-Heidelberg. Wer will ihn tabeln, weil er dem leichten Erfolg nachlief? Für ärgere Sünde ward Herr Hartleben mit reichem Gewinn nicht nur, sondern, von Schlenther's, des Burgtheaterschmucks, Gnaden, sogar mit dem Kronensold und der Ehre des Grillparzerpreises besohnt.

Studentenszenen kommen auch in dem Schauspiel „Die Kollegin“ vor, das Herrn Ratsch, einem Maler, in dilettirender Laune entstanden ist; und auch dieses Stück hat der in die Wölle gelangte Markthelfer der „werdenden Bühnenkunst“, wie in dem bei Spemann erschienenen Buch zu lesen ist, „für Wien und Polizeirayon“ dem Hofburgtheater gesichert. Also ist gewiß ganz modern? Denn wenn Herr Schlenther seine gangbare Waare auch von gut eingeführten Grossisten, von Blumenthal, Moser, Schönthan bezieht und mit brechendem Herzen dem Hauptmann seiner Ideale die Bühnenpforte sperren muß, so wird er einem noch unbekanntem Lieferanten sicher doch nur die neusten Muster abnehmen. Und richtig: die Kollegin ist ein Professorentöchterlein, das den Doktor gemacht hat und im Injektorium eines physiologischen Institutes arbeitet. Von Mikroskopie, Mikrotomie, Kochsalzlösung und Ganglienpräparaten wird viel geredet. Schon die Personenliste weist recta ins Reich der modernsten Wissenschaft. Schade nur, daß der modische Auspuß zu der Geschichte, die uns umständlich erzählt wird, nicht besser paßt als ein starkes Kunstwerk in die Puppenallee. Fräulein Marianne Hagemeister hat Physiologie studirt und ist, ohne daß der Vater, ein Univeritätsprofessor, Etwas davon ahnt, zum Doktor promovirt worden; sehr schön, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich. Studium und Doktorhut aber haben nicht das Geringste mit der Thatfache zu schaffen, daß Marianne sich von ihrem Lehrer, den wir für einen genialen Experimentator halten sollen, verführen läßt und sich tötet, als der glatte Streber der Tochter eines Geheimrathes, der im Kultusministerium „Dezernent für das Unterrichtswesen“ ist, Neudorf heißt und Althoff sein soll, die Hand zum Ehebund reicht. Die Sache könnte genau so verlaufen, wenn Marianne Falzerin, Mäntelprobirmamsell, Telephonistin, Blumenmedium oder Maschinenschreiberin wäre; dann wäre solcher Verlauf sogar noch eher möglich. Denn daß ein Dozent, der Karriere machen will, so mir

nichts, Die nichts die Tochter eines Ordentlichen Professors im Laboratorium entjungfert und am nächsten Tage fidel hinläuft und eine Andere freit, glaubt selbst der Parterregründling doch wohl nur im Theater. Und selbst da glaubt er nicht, daß die gelben und rothigen Püppchen, die vor ihm schwagen und gappeln, naturwissenschaftlich geschulte Menschen sind. Die würden anders reden, in anderen Vorstellungen leben. Herr Katsch hat seine Hampelmänner und Wachsamen einfach falsch gemeldet. Die Wegbudengeschichte aber zieht den zahlungsfähigen westöstlichen Pöbel ins Lessing-Theater der Lebenden.

. . . So sieht es zwölf Jahre nach der Genesis der Freien Bühne auf deutschen Theatern aus. Wie zu Lopes, zu Goethes, zu Hugos Zeit, so denkt heute noch das Parterre: „Lose satliche Geberden können mich verführen; lieber will ich schlechter werden, als mich ennapiren.“ Alles Bessere bleibt ohne Resonanz. Ein Theaterverein hat den „Münchhausen“ des Herrn Herbert Eulenberg aufgeführt, ein Schauspiel, das alle Male und Mängel irrlichter Anfängerschaft zeigt und den großen Lügner, Don Quixotes verlorenen Better, in eine sentimentale Ehebruchsaventure niederzieht, das von blankem Portengeschmeide aber förmlich funkelt: es gefiel nicht, weder den spärlichen Vereinsgästen noch den berufenen Wegweisern durchs Dramendidicht. Der selbe Herr Eulenberg hat in der — bei Reclam erschienenen — Tragoedie „Leidenschaft“, einer ganz einfachen, ganz schlicht vorgetragenen Geschichte, die „wo und wann Ihr wollt, spielen kann“, die stärkste und, trotzdem der Dichter in Shakespeares Riesenspur wandelt, persönlichste Talentprobe gegeben, die seit manchem Jahr in deutschen Landen gesehen ward: kein Theatrischfärner scheint geneigt, die noch unverzollte Last auf seinen Wagen zu bürden. Herr Arthur Schnitzler, den der Erfolg doch schon bekannt gemacht und gesegnet hat, harret vergebens noch immer der Stunde, die sein reißendes Werk, den „Schleier der Beatrice“, auf einer großen Bühne zum Leben erweckt. Und seine „Lebendigen Stunden“, drei sehr feine und ein effektvoller Einakter, von denen noch zu reden sein wird, mußten nach kurzer Frist dem Coulistenschmökler des Kollegen Sudermann weichen. Auch Herr Max Dreyer wird sich, weil er dem Sehnen des liberalen Belichters nicht so reichliche Konzessionen gemacht hat wie im „Probekandidaten“, diesmal nicht allzu lange halten. Die Schnurven, die er erzählt, sind ja nicht viel werth, könnten kürzer, mit sichererem Takt vorgetragen sein und verrathen manchmal eine merkwürdige Unkenntniß der Gesellschaft, aus deren intimstem Leben sie gegriffen sein sollen. So plump läßt ein Wirklicher Geheimer Rath, den die Fruchtbarkeit des Portierpaares ärgert, sein sexuelles Unvermögen von der Ehefrau nicht verhöhnen. Mit so derber Deutlichkeit wird selbst bei mecklenburgischen Stichwahlen nicht um Stimmen gefeilscht, — selbst wenn die Diebin des Biberpelzes mit ihrer den besonderen Formen proletarischen Daseinskampfes angepaßten Moral von der Spree ins Obotritenland überge-

sedelt ist. Immerhin stehen die kleinen satirischen Schwänke hoch über der Bazarwaare der Philippi und Otto Ernst. In einem wird sogar eine lange im Hirn nachhallende Frage gestellt. Soll man Kindern sagen, wie im Mutterleibe das Kind entsteht? Herr Dreyer antwortet, ohne der individuellen Art des zu ernüchternden Seelchens und den Lehren der Kinderpsychologie erst nachzufragen, mit einem resoluten Ja. He has no children, könnte Macduff dem schnell mit dem Wort Fertigen zurufen. Gerade hier aber klatschen Herr Dennis und Frau Toutlemonde in heller Begeisterung. Keiner und Keine von ihnen würde handeln wie Dreyers Bürgerfrau Alving, Alle würden die Sucht der Kleinen fürchten, weiter und immer weiter zu fragen, — so weit, daß auch der Aufgeklärteste einem Hofenmädchen endlich die Auskunft weigern muß. Doch man ist ja im Theater. Da kann man mal modern thun und den starken Geist spielen. Das kostet nichts; und so ernst ist's ja auch gar nicht gemeint. Nur darf aus dem Geplänkel kein Feldzug werden. Hätte Herr Dreyer sein Thema tiefer gefaßt und an dem Kinderpaß zu zeigen gewagt, daß der Storch zum Heuschel-symbol einer Christenfittlichkeit geworden ist, die Jeder auf der Lippe trägt und Jeder in seinem Handeln von früh bis abends verleugnet: es wäre ihm übel bekommen. Wer geht denn ins Theater, um zu erfahren, daß wir keine Kultur haben, keine haben können, haben wollen? Für sein Geld will man sich amüßten. Ein frecher Wig ist erlaubt — namentlich, wenn, wie in der Dreyerwelt, dicht neben dem Lächerer die bourgeoise Moral mit strenger Tantenmiene Masche an Masche strickt —; wird's aber Ernst, sollen etwa gar sittliche Werthe geprüft und gewogen werden: Gute Nacht, Herr Dreyer! Bei Sudermann oder Blumenthal, in Alt-Heidelberg, bei Philippi sehn wir uns wieder. . . Das Ewig-Bretterne hat gesiegt. Und das ausgehungerte Publikum ist froh, daß es eine Weile nicht Modernität und Freude an tranches sanglantes de la vie réelle zu heucheln braucht, und stürzt sich mit gierigem Gewieher auf die Schüsseln, die es so lange in Schmerzen entbehren mußte.

Wer jemals bedacht hat, wie wenig sich in Jahrtausenden das Wesen der dramatischen Massenkunst geändert hat, konnte nicht staunen, da die Ueänderung sich auch auf Kommando nicht einstellen wollte. Völker von alter Theaterkultur haben diesen Wahn stets belächelt. Ihnen ist ein Schauspielhaus nicht das delphische Heiligthum, wo man den großen Räthselfragen der Menschheit die lösende Antwort sucht, sondern eine Stätte ernster oder heiterer, erwachsenen Sinnen genügender Unterhaltung. Wirklich: im Theater handelt sich nicht um die heiligsten Güter der Völker Europas. Vor einer Weltliteratur im goethischen Sinn bleibt der leidenschaftlos greinende Chauvinismus neuer Teutonen wohl noch lange bewahrt. Der Theaterhimmel aber wölbt sich schon heute über allen Bourgeoisien in gleicher Pracht und wohlgenüht mögen sie da, ohne Patriotenbeklemmung, sich gleicher Gabe erfreuen. W. S.